Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele. תדרכי נפשי עז Vorwärts, mit Macht.

30. Jahrgang. Cincinnati, O., den 24. December 1886. Nummer 26

Nach der Schlacht bei Emmaus.

Die Schlacht verhallt, die Syrer fliehn
Auf schaumbedeckten Rossen,
Des Abends Dämmerschatten umziehn
Das Schlachtfeld blutbegossen.
Des Kampfes Getümmel, Trompetenklang
Und Hufgedröhn und Schlachtgesang
Schallt weit durch Berg und Thal.

Schon harrt am Himmelssaum die Nacht
Der fliehenden Syrerheere,
Doch glüht in feuriger Strahlenpracht
Noch hell das Feld der Ehre.
Das blut- und leichenbedeckte Feld
Bescheint vom westlichen Himmelszelt
Des Tages letzte Gluth.

Da ziehen die stolzen Sieger einher,
Zurück von der Jagd, der wilden,
Wie blitzt der Glanz auf Schwert und Speer,
Wie lodert er auf den Schildern!
Wie weht so hoch der Helme Busch,
Wie schmettert und jauchzt der Hörner Tusch,
Wie wiehern die Rosse so kühn!

Und über dem Makkabäer, da sieht
Man eine Erscheinung des Himmels,
Einher auf geflügeltem Pferde zieht
Der Engel des Schlachtengewimmels.
Er lenkt das Roß mit der linken Hand
Und schwingt mit der rechten den Fackelbrand
Des Krieges hoch empor.

Da zähmt der Feldherr sein mächtiges Pferd,
Sein schlachtengewohntes Toben,
Er winkt mit dem blutig rauchenden Schwert,
Durch Sang Zebaoth zu loben.
Still wird Kriegslärm und Waffenklang—
Ein tausendstimmiger Lobgesang
Schallt weit durch Berg und Thal:

„Furchtbarer Retter
Im Schlachtenwetter,
Dein ist der Sieg, Dein ist der Ruhm,
Dir, Allbenedeiten,
Gilt unser Streiten,
Und Deinem erhabenen Heiligthum.

Mit Deinem Blitze
Umzuckst Du die Spitze
Des Schwertes, Zebaoth, das für Dich ficht!
Leihst Macht dem Speere,
Daß vor ihm die Wehre
Des Heiden, die eh'rne, wie Thon zerbricht.

Lob Dir, o Vater
Im Himmel, Berather
Und Helfer Israels in Nacht und Noth!
Nächtliche Stürme
Umbrausen die Thürme
Des Tempels, nun strahlt wieder Morgenroth.

Wie Deine Sterne
In azurner Ferne
Soll strahlen Dein Ruhm bis ans Ende der Welt;
Wie Wälle von Eisen
Dein Haus wir umkreisen,
An welchen die Macht der Heiden zerschellt.

Graus soll erfassen
Die Heiden, die hassen
Dich, Hocherhab'ner, und Dein Gebot.
Ihr Szepter erhoben
Sie stolz nach oben —
Nun liegt es zertrümmert in Staub und Koth.

Furchtbarer Retter
Im Schlachtenwetter,
Dein Ruhm soll erstrahlen von Welt zu Welt.
Wie Wälle von Eisen
Dein Haus wir umkreisen,
An welchen die Macht der Heiden zerschellt!"

Stettin, 27. Juli.

S. B. Rosenhain.

Ein deutscher Minister.

Roman von S. Kohn, Verfasser von „Gabriel".

(Fortsetzung.)

Nur die Herzogin zeigte einen Anflug von Melancholie, sie war die einzige in diesem kleinen Kreise, die keinen Anbeter bei sich hatte.

„Ich habe mir zum Dessert eine angenehme Nachricht aufbewahrt, Durchlaucht!" meinte jetzt Marchese Randolfi.

„Und diese wäre?"

„Ich habe Brief von meinem lieben Freunde Grafen Segur erhalten, er sehnt sich nach Stuttgart zurück."

„Der arme, liebe Mann!" konnte sich die Herzogin nicht enthalten mit einem Seufzer zu unterbrechen.

„Da ich in Erfahrung gebracht, daß Seine Durchlaucht der Herzog durch längere Zeit noch an der Grenze verweilen wird, so habe ich dem Grafen mitgetheilt, daß er ohne Gefahr — nicht für ihn, eine Gefahr, die nur ihn bedrohte", fügte der Marchese erklärend bei, „fürchtet ein Segur nicht — nach Würtemberg kommen könne und dort recht willkommen sein wird; nicht wahr, Durchlaucht", wandte sich der Italiener an die Herzogin, „ich hatte Recht?"

Die Wangen der Herzogin rötheten sich, nicht vor Scham, die hatte sie in der kurzen Zeit rasch und gründlich verlernt; aber vor Freude.

„Wenn, glauben Sie, daß er kommt?" frug sie ungestüm, und ihr Busen wogte heftig.

„Geruhen Sie, allergnädigst rathen zu wollen."

„In acht Tagen?"

„Früher!"

„O Gott! in drei.... in zwei Tagen?!" rief die Herzogin in steigender Erregung.

„Noch früher! allergnädigste Herzogin.... ich erwarte ihn.... jede Sekunde; ich habe gewagt, ihm zu sagen, daß er in Ihrem gastlichen Schlosse ein Obdach finden wird, Durchlaucht."

„O, das durften Sie freilich wagen!" unterbrach ihn Pflug plump mit einem frechen Blicke.

„Mein Freund wird also willkommen sein?"

Die Herzogin legte ihre Hand krampfhaft auf das stürmisch pochende Herz, sie konnte den Ausbruch ihrer heftigen Leidenschaft nicht bemeistern.

„O!" stammelte sie endlich, „er wird mir ... ich wollte sagen.... uns allen willkommen sein."

„Dann wird er auch sofort erscheinen", meinte der Marchese, „denn ich habe das Signal seiner Ankunft gehört, es war ein Waldhornton, der von Ihnen, durchlauchtigste Frau, im lauten Gespräche überhört wurde. Also .. gestatten Sie mir die Freiheit ..." Randolfi klatschte [illegible] und Graf Segur trat ein.

Er trug die herrliche Uniform eines französischen Dragonerregimentes und die Herzogin glaubte den Mann, trotzdem er die Vierzig weit überschritten hatte, noch nie so verführerisch gesehen zu haben. Die knapp anliegende Uniform ließ seine kräftige, herkulische und dabei doch edle Gestalt in bestem Lichte erscheinen. Die Herzogin erröthete von den Schläfen bis tief in den Hals hinab, der Graf ließ sich galant auf ein Knie nieder und führte die Hand, die ihm die Herzogin reichte, an seine glühenden Lippen.

Marie Auguste hielt ihre Blicke wie festgebannt auf den schönen Mann, und indem sie sich zärtlich mit liebevollem Blicke zu ihm hinabneigte, entschleierte sich ein Gruppenbild, welches einen Bildhauer zum schönsten Kunstwerk hätte begeistern können.

In dem Augenblicke ertönten Fußtritte und ein starker Wortwechsel im Vorzimmer. Ein Diener, der dem Eindringenden den Eintritt verwehren wollte, wurde weggestoßen und Graf Röder und der Geheimrath von Geisberg stürmten herein. Sie befanden sich in furchtbarster Aufregung und sahen bleich und verstört aus.

„Der Herzog ist nicht da?" frugen die beiden ungebeten Gäste wie aus einem Munde.

„Nein ... was giebt es?" frug die Herzogin

„Oppenheim auch nicht hier?" frug Röder.

„Der kommt jetzt nur dann nach Ludwigsburg, wenn mein Gemahl hier anwesend ist.

Röder wandte sich jetzt an die Geschwister Schallberg, an Pflug und Leonore Lodingen.

„Gut, daß wir Euch hier begegnen, es ist Entsetzliches geschehen! Oppenheim ist allmächtig, allwissend, seine Fäden reichen an alle Höfe; soeben empfing ich einen reitenden Boten von Berlin mit der Nachricht, daß gleichzeitig mit diesem ein Courier von Berlin abging, der dem Minister eine Liste der würtembergischen Edelleute, die sich gegen ..."

Röder hielt erschreckt inne, er hatte in seiner Aufregung die Anwesenheit der Herzogin nicht beachtet.

„Die sich", ergänzte Geisberg, der um eine Nuance gefaßter als Röder schien, „gegen den Minister verschworen haben, überbringt."

„Un Sie werden begreifen", nahm Röder, nun wieder an die beiden mitverschworenen Paare sich wendend, das Wort, „daß dann unsere Köpfe nicht eine taube Nuß werth sind. Es muß daher rasch etwas Entscheidendes geschehen, ich — ich schrecke vor gar nichts zurück, die Liste darf nicht in Oppenheims Hände gelangen, besitzt sie dieser schon, darf sie nicht an den Herzog gelangen, und wenn der Bote oder Oppenheim getödtet werden müßte."

[illegible] Rücksicht gesprochen, und alle Bli[illegible]teten sich jetzt angsterfüllt auf [illegible]erzogin.

„Ihre Köpfe nicht sicher?!" rief diese energisch, „um des Ministers Oppenheim willen? Wenn es gilt, den zu stürzen, dann bin auch ich Ihre treueste Verbündete! Wäre mein hoher Gemahl mir gegenüber so wie er sein sollte, dürfte ich ihm Rath ertheilen und würde er denselben befolgen, so wären wir schon von dem Juden befreit."

Röder und Geisberg horchten erstaunt auf, die Herzogin nahm keinen Anstand, ihre Unzufriedenheit mit dem Herzog auszusprechen, Geisberg benützte diesen Umstand.

„Durchlauchtigste Frau!" rief er, „ich will es Ihnen offen gestehen, es handelt sich nicht nur um Oppenheim, wir beabsichtigen, mit Hilfe eines mächtigen deutschen Fürsten den Herzog Carl Alexander, der auch Sie, allergnädigste Frau, tyrannisirt, zur Abdankung zu Gunsten des Erbprinzen zu zwingen. Bis zur Großjährigkeit desselben sollte ein Regentschaftsrath, dem Sie, hohe Frau, zu präsidiren hätten, das Land regieren. Es hätte sich dann von selbst verstanden, daß der Herzog Würtemberg dauernd verlassen müßte."

Die kühne Lüge, das rasch ersonnene Märchen gefiel dem leichtgläubigen, leicht bethörten Weibe, der Herzogin. Das war eigentlich das höchste Ideal ihrer Wünsche: Sie regierende Frau im Lande und dabei doch befreit von der Tyrannei ihres Gatten — so bezeichnete sie die zeitweiligen Regungen seiner berechtigten Eifersucht — mit Segur schwelgend, sich an ihren Gemahl und mehr noch an Oppenheim rächen können, das war ihr Wunsch.

„Wenn Sie das beabsichtigen, trete ich noch heute an die Spitze dieser Ver-

schwörung, die nur das Beste des Landes bezweckt, die meinem Sohn den Thron erhält."

Wieder wurde die Thüre stürmisch aufgerissen und Laubeck stürzte athemlos ins Zimmer, warf sich auf den ersten leeren Stuhl und brach vor Ermattung zusammen.

„Der Herzog .... folgt mir auf dem Fuße .... ich habe ein Pferd zu Schanden geritten, um ihm zuvor zu kommen", keuchte er.

„Hat er schon die Liste?" frug Röder hastig.

„Nein! Oppenheim und der Herzog haben sich seit einigen Tagen nicht gesprochen; jener wußte nicht einmal genau, wo dieser sich aufhält, aber morgen früh ist der Minister da, sie haben hier ein Rendezvous verabredet, wir haben nur noch die Nacht Zeit."

„Ums Himmels willen!" kreischte die Herzogin auf, „wenn Carl Alexander den Grafen Segur, den er verwiesen, bei mir trifft, wird sein Verdacht neu erwachen. Er ist fürchterlich in seinem Zorne .... er wird mich tödten!"

Ein sehr intensiver Lärm, der auch bis in dieses entlegene Gemach drang, ward jetzt hörbar, Rädergerassel, Pferdegetrappel. Der Herzog mußte angekommen sein. Die Herzogin wurde kreideweiß, ihre Kniee schlotterten, Röder kniff die schneeweißen Lippen zusammen, sein Antlitz war erdfahl geworden, eine furchtbare Angst hatte Alle ergriffen, namentlich auch die Schallberg, welche vom Hofe verbannt war und in kühnster Weise den herzoglichen Befehl übertreten hatte.

In dem Momente mußte der Herzog den Gang schon betreten haben.

„Gibt es keinen andern Ausweg, als diese Thüre?" frug jetzt Randolfi, der Einzige, der unbefangen seine Fassung besaß.

„Nein", stammelte die Herzogin, „ne- [illegible] das Schrankzimmer."

„Gut!" rief der Italiener entschlossen und mit geflügelter Eile, „Graf Segur und Gräfin Schallberg hinein .... ohne einen Moment zu verlieren!"

„Aber wohin soll das führen?!" rief die Herzogin, „der Herzog wird doch auch zu Bette gehen."

„Das zu verhindern, überlassen Sie mir .... Wissen Sie den Grund, warum der Herzog seine Gemahlin plötzlich überrascht?" wandte sich der Marchese an Laubeck.

„Ja, es ist morgen der Geburtstag des Erbprinzen, er will diesen im Familienkreise feiern."

„Ah! daran hatte ich vergessen!" rief die Herzogin, und gleichzeitig sprach der Marchese:

„Gut, dann sind wir gerettet, dann ist Alles gut! .... Herr von Laubeck, Sie getrauen sich wohl, den Herzog auf seinem Gange hierher unter irgend einem Vorwande einige Minuten aufzuhalten, nicht wahr?"

„Gewiß!"

„Thun Sie's .... Noch Eins; die hier Versammelten feiern den Vorabend des prinzlichen Geburtsfestes — fanden sich hier zur Gratulation ein — und nun rasch, Herr von Laubeck, dem Herzog entgegen, und Sie, Graf, und Sie, Comtesse, ins Schlafgemach hinein!"

Diese Anordnungen wurden rasch ausgeführt.

„Wie wollen Sie den Herzog verhindern, das Schlafgemach zu betreten?"

„Ich werde ihm ganz einfach einen Schlaftrank in den Wein mischen, ich führ' ihn stets bei mir; in sehr geringer Dosis genommen ist es ein schmerzstillendes Mittel, da schläft man ein und erwacht, je nach der Zahl der Tropfen, in zwölf oder vierundzwanzig Stunden. Natürlich für unsere Zwecke genügt ein zwölfstündiger Schlaf .... Herr Graf Röder, Sie werden ohne Zweifel die Ehre haben, neben dem Herzog zu sitzen. Ich vertraue Ihnen das Fläschchen an — er zog eine kleine Phiole aus seinem Wamse — ich sage es Ihnen hier offen und rufe alle Anwesenden zu Zeugen an, daß ich es thue. Ein Tropfen bringt bei einem Manne von des Herzogs kräftiger Constitution zwölf Stunden Schlaf, zwei Tropfen vierundzwanzig Stunden; aber, Graf Röder, merken Sie es wohl, schon zehn Tropfen, hören Sie, zehn Tropfen bringen den Schlaf für die Ewigkeit. Also Vorsicht!"

Röder war entsetzlich bleich geworden, er griff fast allzu hastig nach dem Fläschchen, aber es war dies begreiflich, denn laute Fußtritte und des Herzogs weit tönende Stimme wurden schon deutlich hörbar.

Unwillkürlich wiederholte Röder leise mit bebender Stimme: „Zehn Tropfen den Schlaf für die Ewigkeit!"

Nun riß Laubeck die Thüre auf, und Carl Alexander trat in seiner gewöhnlichen Commodeuniform ein.

„Gott zum Gruß, Ihr lieben Herren! .... ah, siehe da, auch Frau von Lodingen, die schönste Perle in dem reichen Schmucke unseres Hofes! .... Grüß Dich Gott, Herzallerliebste!" sprach der Herzog, zu seiner Gemahlin tretend und ihr zuerst zwar ritterlich die Hand, dann aber auch herzhaft Mund und Wange küssend, „also wie ich höre, seid Ihr zur Feier des Geburtsfestes unseres Eugen — Gott erhalte ihn — hier versammelt .... charmant!" Der Herzog warf sich, von der Reise ermüdet, auf einen Stuhl, daß dieser in allen Fugen krachte. „Ah, siehe da, mein lieber Marchese Randolfi! Der hat den ersten Anspruch, das Geburtsfest mitzufeiern, ihm danken wir das Leben unseres Eugen .... Ich bin hungrig wie ein Wolf!"

Die Herzogin reichte ihm rasch eine Schüssel mit kaltem Bra[illegible] griff wacker zu.

„Ich fühle mich in dem Moment so recht glücklich; nur schade, daß der Oppenheim in diesem lieben Kreise fehlt." Der Herzog sprach dies, während er tüchtig kaute. „Der belebt durch seinen Witz und seinen Geist jede Gesellschaft. Er kommt erst morgen früh, aber", fuhr Carl Alexander gesprächig weiter, „in einer Beziehung ist's mir trotzdem lieber, daß er heute noch nicht da ist; er hat mir mittheilen lassen, er habe Wichtiges vorzutragen, es seien Depeschen von hervorragender Bedeutung eingelaufen ...." Er brach plötzlich ab, es herrschte eine entsetzliche Ruhe im Zimmer, eine Zeit lang wagte Niemand zu fragen, von wo die Depeschen kämen.

Endlich ermannte sich Geisberg.

„Ja, Durchlaucht, seitdem die kaiserliche Gesandtschaft hier nur durch einen Legationssekretär vertreten ist, ist der direkte Verkehr mit dem Wiener Hofe ein lebhafterer ... man vertraut dem jungen, dreiundzwanzigjährigen Grafen Kinsky nicht zu viel."

„Hm", meinte Carl Alexander gutmüthig, „ja, aber diese Depeschen erwartet Oppenheim, wie ich glaube, aus Berlin; wenigstens schrieb er mir vor wenigen Tagen, daß er von dort her Wichtiges empfangen werde. Ich weiß nicht, um was es sich handelt, denn ich war mit meinen Kriegsbauten zu angestrengt beschäftigt, die müssen ja auch sein; das diplomatische Geflunker muß wohl auch sein, aber oft ist's schade fürs Papier; ein Kanonenschuß zerstört oft das ganze Spiel. Vielleicht realisirt Oppenheim Ihre Idee, Geisberg, die Sie mir entwickelten, als er abwesend war — ein inniger Anschluß Würtembergs an Preußen — freilich mit einer wesentlichen Modifikation, mit innigem Anschluß an Oester ...." Der Herzog unterbrach sich, er wollte die Pläne seines Ministers doch nicht vor Fremden entrollen, und er schloß, „lassen wir aber für heute alle Geschäfte, dazu ist morgen, wenn Oppenheim gekommen ist, Zeit, den heutigen Abend wollen wir ganz dem Wiegenfeste unseres Carl Eugen widmen ... der liebe Bub' schläft schon? Ich möchte gerne an sein Bett gehen, aber ich bin zu ermüdet und will auch den Burschen nicht um den süßen Schlaf bringen."

„Ist es mir allergnädigst gestattet", begann jetzt der Marchese, „einen Trinkspruch auf das Wohl des hohen Erbprinzen auszubringen?"

„Thun Sie das .... herzallerliebste Maria Augusta füll mir den Pokal!"

Röder wollte dem Befehle des Herzogs nachkommen, aber ein eigenthümliches Gefühl durchzuckte das Herz der Fürstin; fast gewaltsam drängte sie den Grafen fort und füllte den Pokal ihres Gemahls.

Der Marchese erhob sich und sprach:

„Auf das Wohl des durchlauchtigsten Erbprinzen Eugen von Würtemberg. Möge er recht lange und glücklich leben! und", der Italiener verbeugte sich nun vor dem Herzoge, „möge er noch recht, recht lange Erbprinz bleiben, und erst als alter Herr Herzog werden!"

Der Herzog stieß mit dem Marchese an.

„Ich danke Ihnen, lieber Randolfi", erwiderte Carl Alexander lustig, „in meinem und meines Sohnes Namen für die Wünsche, die uns beiden gelten, und gegen die, wie ich glaube, Niemand in diesem Kreise etwas einzuwenden haben wird!" er blickte vergnügt und wohlwollend umher.

„Gewiß, gewiß!" riefen Alle, und Röder am lautesten.

„Geruhen Durchlaucht allgnädigst auch mir einen Trinkspruch zu gestatten", und als der Herzog huldvoll nickte, erhob Röder seinen Becher und rief:

„Unserm gnädigsten Fürsten ein dreifaches Hoch! Möge er so lange leben und regieren, als wir es wünschen!"

Wieder stieß der Herzog mit Allen an, und reichte dem Grafen gerührt die Hand.

„Jetzt aber", rief er, will ich Euch einen Becher leeren. Mein lieber Oberhofjägermeister Graf Röder, darf ich Sie bitten, mir den Becher von Neuem mit Wein zu füllen? .... aber, wenn's beliebt, mit deutschem Wein ... dort am Tische beim Fenster seh ich einige Flaschen meines Lieblingsgetränkes, -- Liebfrauenmilch!"

Ein leichtes Beben durchfröstelte Röder, als ihm der Herzog den Pokal reichte. „Jetzt schütten Sie den Tropfen Schlaftrank ein", flüsterte Geisberg dem Grafen zu und ließ ihn allein zu dem Fenster hinan schreiten. Die Herzogin, Leonore von Lodingen und Pflug traten in unwillkürlicher Uebereinstimmung an den Herzog heran, ihn zu beschäftigen und zu verhindern, daß zufällig sein Blick zu Röder hinüberfliege. Randolfi wollte wohl diesem rasch folgen, ihn überwachen; aber in demselben Augenblicke erfaßte ihn der Herzog bei der Hand und sprach leutselig. „Sie nehmen mirs doch nicht übel, daß ich zu diesem Toaste deutschen Wein wähle; aber Sie wissen es, ich liebe Italien, sein Volk, seine Weine und besonders seine großen Männer und Gelehrten, deren Besten einem ich das Leben meines Sohnes danke ...."

Randolfi verbeugte sich tief und stammelte einige Worte des Dankes, aber sein Geist war dort am Tische bei Röder .... wenn der unvorsichtige, heftige, hastende Mann einen Tropfen zu viel eingoß ... wenn der Herzog so vierundzwanzig oder gar achtundvierzig Stunden nacheinander schliefe und Verdacht schöpfte. — Einen Moment dachte er daran, den Herzog am Trinken zu verhindern; — aber der Herzog mußte ja in Schlaf versenkt werden, es galt in der That mehr als ein Menschenleben! Segur, der schönste Mann, durfte vom Herzoge nicht im Schlafzimmer seiner Gemahlin gefunden werden .. .. endlich: Röder war doch kein Kind, ein hochgestellter Edelmann, und er hatte ihm ja die Gefahr klar und deutlich vor Augen geführt, die Befürchtung einer Unvorsichtigkeit war zu kindisch!

Röder hatte mittlerweile genügend Zeit gehabt, den Trank zu mischen, er überreichte den Pokal dem Herzog. Randolfi fühlte einen Schauer über seinen Körper rieseln; alle Schätze der Welt hätte er jetzt darum gegeben, zwölf Stunden älter zu sein und den Herzog gesund, frisch und wach zu sehen. Der Herzog sprach: „Meine Herren und Damen, füllen Sie Ihre Becher bis an den Rand, ich trinke auf das Wohl meiner hier anwesenden Edelleute, Röder, Geisberg und Pflug .... Ich weiß, so rein, klar und unverfälscht, wie dieser Wein, den mir der erste Cavalier meines Landes credenzt, — so rein und klar ist Eure Gesinnung für mich — und so, wie Ihr mir ein langes, glückliches Leben wünscht, so möge auch Eures sich gestalten! — und nun ausgetrunken!" schrie der Herzog lustig, „es gilt die Nagelprobe!"

Röder war wenn möglich noch bleicher geworden, der Herzog leerte seinen Becher in einem jähen Zuge. Ein krampfhaftes Zucken erfaßte plötzlich seine mächtige Gestalt, ein glucksender Ton entfuhr seinem Munde; er sank wie vom Schlage gerührt auf seinen Stuhl zurück; sein Gesicht ward bleigrau, die Augenlieder sanken schwer zu, er athmete einige Mal keuchend auf — dann ein langer, tiefer Athemzug, ein tiefes Röcheln — dann die furchtbare Stille des Todes!

Der Marchese sprang zu dem Herzog, riß ihm das Wams auf, neigte sein Ohr, dem Herzschlage zu lauschen, dann zog er, ohne ein Wort zu sprechen, ein Stückchen Siegelwachs aus seiner Tasche, ließ es am Lichte flüssig werden und träufelte etwas davon auf die entblößte Brust. — Es war eine einige Minuten lange tiefe Stille eingetreten, man hätte den Tritt einer Fliege an der Wand hören können.

„Der Herzog ist todt!" sprach endlich der italienische Arzt, „ich rufe den allwissenden Gott und alle Anwesenden zu Zeugen auf, ich — bin unschuldig an dieser That, ich habe den Herzog von Würtemberg nicht gemordet .... Herr Graf Röder, wie viel Tropfen des Trankes hatten Sie der Flüssigkeit beigemischt?"

„Mein theurer Gemahl! mein Held, mein Carl Alexander!" rief die Herzogin, von der Plötzlichkeit des Todes niedergeschmettert an der Leiche hinsinkend, — „ich bin schuld an Deinem Tode .... Vergib mir's, Du lieber, herziger Mann!"

Das entsetzte Weib küßte die herabhängende Hand, den Mund der Leiche. Das war gleichzeitig geschehen, während der Marchese die gewichtige Frage an Röder gestellt hatte. Dieser zitterte. „Ich .... ich ... habe nur einen Tropfen eingegossen, nicht mehr, gewiß nicht mehr ... auf Cavalier Parole .... höchstens zwei oder drei ... die Hand hat mir gezittert ... aber keinesfalls zehn .... gewiß nicht. Sie hatten mich ja gewarnt ... ah ... es ist nichts als ein unglückseliger Zufall!"

Randolfi warf ihm einen vernichtenden Blick zu.

Geisberg ergriff das Wort: „Ich mache alle Anwesenden ausnahmslos darauf aufmerksam, daß, nachdem das furchtbare Unglück schon eingetreten ist, wir nichts anders thun können, als es tiefinnig zu bedauern. Aendern läßt sich beim besten Willen nichts! Ich glaube, alle Anwesenden stimmen vollkommen darin mit mir überein, daß nur ein unglücklicher Zufall Schuld des jähen Todes ist, oder", Geisberg blickte finster und drohend umher, „wagt es Jemand, Seine Excellenz den Herrn Geheimrath Oberst Graf Gustav Röder, Ritter des goldenen Vließes,

Oberhofjägermeister ... des meuchlerischen Giftmordes anzuklagen?"

Alle schwiegen, nur Marchese Randolfi antwortete mit tiefer Bitterkeit.

„Ich sehe, es wäre schwer, der einhelligen Anschauung, die sich durch so beredtes Schweigen deutlich kund gibt, gegenüber eine dissentirende Meinung auszusprechen."

„Es wäre daher wohl am zweckmäßigsten", fuhr Geisberg fort, scheinbar ohne Randolfi's Worte zu beachten, „wenn die Sache wahrheitsgemäß bekannt, und ohne jede weitere Ausschmückung und Ausweitung in die Oeffentlichkeit gelangte. Seine Durchlaucht weiland Herzog Carl Alexander von Würtemberg ist plötzlich in dem Momente, als weiland allerhöchst Dieselben am Geburtsfeste des Erbprinzen einen Toast ausbrachte, vom Schlage gerührt worden und todt niedergesunken."

„Es wird doch eine Obduction der Leiche vorgenommen werden müssen", bemerkte der Marchese, „und der Mageninhalt wird beweisen, — daß der Herzog an Gift gestorben."

„Dann darf der Magen aber nicht geöffnet werden; dann muß sich der Grund des plötzlichen Todes aus einem andern Organe nachweisen lassen."

Während die Worte in geflügelter Eile hinüber und herüber schwirrten hatte sich Pflug der Herzogin genähert, er wollte das leichtsinnige Weib dem Tiefsinne der Verzweiflung, dem sie verfallen zu sein schien, entreißen; er bog seine Knie und sprach:

„Was befehlen Durchlaucht, daß geschehen soll; jetzt sind Sie Herrin des Landes, denn Sie übernehmen die Vormundschaft des minderjährigen Herzogs Carl Eugen von Würtemberg."

Diese Worte wirkten merkwürdig günstig auf Marie Auguste. Sie erhob sich stolz und sprach:

„Lassen Sie mir bis morgen Zeit, in dem Momente bin ich rathlos. — Morgen werde ich meine weiteren Befehle ertheilen."

Leonore von Lodingen aber trat rasch an Pflug heran und rief energisch.

„Sie irren sich gewaltig, Herr Oberkammerjunker! Die Vormundschaft und Regierung kommt dem nächsten männlichen Verwandten, Seiner Durchlaucht dem Herrn Herzog Carl Rudolf von Würtemberg-Neustadt zu"; sie wandte sich an den Marchese, von dem sie eine Unterstützung ihrer Behauptung erwartete, und wieder wurde das Nachfolgende rasch gesprochen.

„Ich glaube", schrie Graf Röder, „daß die Regierung in dem Momente an die Landschaft fallt, deren Oberburggraf zu sein ich die Ehre habe .."

Der Marchese, der Fremde, war der einzige, der von der zukünftigen Gestaltung der Dinge in Würtemberg vollkommen unberührt blieb und sich daher die Unbefangenheit des Urtheils gewahrt hatte. Daß Röder sich selbst als den zukünftigen Staatslenker bezeichnete, vernichtete jeden Zweifel an die Absichtlichkeit seiner That, vervollständigte den Beweis, daß Röder der Mörder des Herzogs sei. Bei der Plötzlichkeit und Unvorgesehenheit, mit der die Ereignisse hereingebrochen waren, hatte er kein Urtheil darüber, ob die andern Verschwornen die That billigten oder das Geschehene nur weiter benutzen, aber er wollte der Lodingen deutlich antworten und sprach so laut, daß es allen Anwesenden vernehmlich wurde.

„Ich zweifle nicht daran, daß der Vertraute weiland Seiner Durchlaucht, Seine Excellenz der Premierminister Oppenheim, der Verwahrer eines rechtsgiltigen Testamentes sein wird, dessen Bestimmungen genau erfüllt werden müssen. Ich bin hier fremd; aber ich kenne die üblichen Gepflogenheiten in gleichen oder ähnlichen Fällen. Vor Allem wäre Minister Oppenheim von dem Unglücke, das Würtemberg und das herzogliche Haus betroffen, zu verständigen, da es doch seine Pflicht ist, die Trauerkunde zu allererst dem römischen Kaiser, als oberstem Herrn im deutschen Reiche, dann den europäischen Höfen und den fremden Gesandten zu notificiren."

Diese Worte riefen bei allen Anwesenden eine tiefe Bewegung hervor, die sich vorerst in einem minutenlangen, tödtlichen Schweigen äußerte; endlich ergriff Geisberg das Wort.

„Ich muß als erste Justizperson des Landes, als Präsident des Oberhofgerichts um geneigtes Gehör bei allen Anwesenden bitten. Es sind gleichzeitig in einem Athemzuge vier verschiedene Anschauungen über die Persönlichkeit, welche das Staatsruder ergreifen soll, ausgesprochen worden. Es wäre das furchtbarste Unglück für das Land, wenn wir uns an der noch warmen Leiche des dahingeschiedenen Fürsten veruneinigen, wenn Streit und Hader ausbrechen sollten.— Herr Regierungsrath und Oberkammerjunker von Pflug hat die allergnädigste Frau Herzogin, die Freifrau von Lodingen den Prinzen von Neustadt, Seine Excellenz der Herr Graf Röder sich selbst als Landes-Oberburggraf, endlich unser Gast", Geisberg accentuirte dies, „der allerdings weder unsere Lundesgesetze kennt, noch irgend wie berechtigt ist, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen, sogar den Fremden, den Juden, den Günstling des Dahingeschiedenen, Oppenheim, als solchen bezeichnet. Ohne in dieser ereignißschweren Stunde schon eine Entscheidung fällen zu wollen, glaube ich doch, daß Einigkeit noth thut, und daß wir Alle,— die Anschauung des Herrn Marchese Randolfi kommt hierbei nicht in Erwägung— damit einverstanden sind, daß Oppenheim sofort unschädlich gemacht, als Landesverräther und Landesschädiger verhaftet werden muß."

Geisberg hatte mit schlauer List richtig den Punkt getroffen, wo aller Interessen zusammen fielen. Damit erklärten sich alle einverstanden. Randolfi war ans Fenster getreten und blickte gedankenschwer zum Nachthimmel empor — er mochte mit den Verschwornen nichts mehr zu thun haben und es schien, als wenn ihn die Wucht seiner Gedankenlast verhinderte, den Verhandlungen, an denen sich nunmehr Alle lebhaft betheiligten, irgend ein Interesse zu schenken.

„Oppenheim und Consorten", meinte Pflug verbessernd, „Juden, Katholiken und schlechte Protestanten müssen jetzt ins Gras beißen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Hand des Menschen.

Die Hand spielt eine große Rolle im menschlichen Leben; ihre Berührung ist oft entscheidend über Glück und Unglück, und ein Handschlag bindet bei Männern von Ehre fester als Ketten und Eisen.

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben" und packt so viele Hände, wie Ihr irgend fassen könnt; Ihr werdet sie allerdings nicht immer interessant, aber doch stets eigenartig finden, mit einer merkwürdigen Charakteristik des Menschen behaftet, dem sie angehören.

Da giebt es alte und junge Hände, — vornehme und geringe, — bewegliche und phlegmatische, — sympathische und antipathische; — Hände mit warmer, wohlthuender Berührung und wieder andere, die uns die Gänsehaut auf den Rücken jagen.

Wir Menschen geben uns nur selten Rechenschaft von einem augenblicklichen Gefühl und dessen Ursprung, sonst würden wir aus Erfahrung wissen, wie oft eine unwiderstehliche Empfindung der Aboder Zuneigung sich in unser Herz einschleicht, nachdem wir einem Menschen zum ersten Mal die Hand gereicht haben. Doch auch abgesehen von allen persönlichen Einflüssen, bieten die Hände das interessanteste und originellste Studium.

Wer hätte nicht schon jene Hände mit den kurzen, dicken Fingern gesehen, welche nur geschaffen zu sein scheinen, um sich der materiellen Seite des Lebens zu widmen? Unverwüstliches Phlegma, ruhigster Lebensgenuß predigen diese Hände.

Wie anders dagegen die Hand eines nervös veranlagten, in seinen Stimmungen ewig wechselnden Menschen. Für ihn sind die Bewegungen der Finger ein willkommenes Ausströmen seiner innerlich erregten Fibern, und so wird man ihn seine Hände selten lange in unveränderter Lage behalten sehen. Bald mit diesem, bald mit jenem Gegenstande spielend, dokumentiren sie die innerliche Rastlosigkeit ihres Eigenthümers und werden in den meisten Fällen, wie dieser selbst, ein mageres, krankhaftes Aussehen zeigen.

Die Hand vermag es, uns kund zu thun, ob der Besitzer derselben ein arbeitsames Leben führen muß; auch verräth sie dem Beschauer, ob und in welchem Grade der Betreffende einen Werth auf seine äußere Erscheinung legt. Denn man muß wissen, es besteht ein himmelweiter Unterschied zwischen der einfachen Behandlung einer Hand durch Mandelseife und Nagelbürste — und der raffinirten Beihülfe von creme de rose, Citronensaft, oder gar der bewußten zehn Oelnäpfchen des eleganten, sagen wir — ‚jüngsten preußischen Lieutenants'!

Wie die Menschen verschieden sind, so auch ihre Hände. Da findet man kleine und große, ordentliche und unordentliche, Hände mit langen und Hände mit kurzen Nägeln. Was die Hände mit den „abgeknabberten" Nägeln anbelangt, so kommt es mir vor, als ob man dieselben am meisten im Reiche der lieben Backfische anträfe. Man sollte nun wohl denken, daß dies auf einen hohen Grad von Bissigkeit deuten müsse; aber nein, ganz im Gegentheil habe ich gefunden, daß ihre Eigenthümerinnen besonders harmlos und sanftmüthig sind. Das Knabbern rührt in den meisten Fällen von Verlegenheit her und deutet auf einen Mangel an Eitelkeit und Gefallsucht.

Man darf bei diesen „knabbernden Jungfrauen" noch einer unschuldigen Atmosphäre aus der Kinderstube zu begegnen hoffen, statt daß sie schon zu jenen halberwachsenen prätentiösen Dämchen gehörten, von denen ein Dichter sagt:

„Zu lang für die Jugend,
Zu klein für die Welt."

Auch Feenhände giebt es! Hände, wie aus wunderbaren Märchenlanden stammend, doch nicht in das prosaische Alltagsleben mit seinen Mühen und Kämpfen passend. Zum süßen Hintändeln scheinen sie geschaffen, feine, weiße, schmale Hände. Hörtest Du sie nicht in träumerischen Phantasien über die Tasten gleiten, indessen, Irrlichtern gleich, die bunten Diamantenstrahlen auf- und niederzuckten? Oder sahst Du sie im warmen Sommersonnenschein so nachlässig gedankenlos mit rothen Rosen spielen? Sirenenhaft gleiten sie über so manches jugendlich ungestüme Lockenhaupt dahin.

Diese seltsamen Hände, sie gehören weder den guten noch den bösen Feen an, sondern stammen aus dem Reiche jener allmächtigen Zauberin: Fata Morgana.

Die fleißige Hausfrauenhand, wer kennt sie nicht? Wie Viele haben sie nicht in Liebe und Dankbarkeit als die Hand der eigenen treuen Mutter an die Lippen gedrückt? Sie ist nicht mehr schön, diese Hand, denn sie hat eine Schule der Sorge und Mühe durchgemacht und ihre glatte Außenseite dabei eingebüßt. Es ist eine rastlos thätige, sorgende, schaffende, aber dabei warme, sympathische Hand, die ich beschreibe. Solche Hand, deren segnende Berührung wohl thut, weil ihre Besitzerin geliebt und gelebt, gehofft und gelitten hat — weil Du ihr vertrauen kannst. Solche Hand ist es, an die ein Kind seine erhitzte Wange lehnt, wenn es müde vom Spielen und sehnsüchtig nach Ruhe heimkommt, zu der es sich später voll bitteren Heimwehs zurücksehnt, wenn der Welt kalte Grausamkeit sein Herz verwundet hat.

Und immer weiß sie Trost zu spenden, immer! Oh, du einfachste, unansehnlichste und dennoch schönste Hand — du Mutterhand!

Alte amerikanische Münzen.

Die ersten amerikanischen Münzen wurden 1652 in Massachusetts angefertigt und sind äußerst kunstlos gearbeitet; sie bestehen aus runden Stückchen Silber mit N. E. XII. oder N. E. VI. geprägt; die ersteren sind Schillinge, und die letzteren Sixpence-Stücke. Die „ehrlichen" Puritaner beschnitten diese Geldstücke recht fleißig. Ein so zugerichteter N. E. Schilling kostet jetzt von $18 zu $20, ein Sixpence von $10 zu $12. Auf diese Münzen folgten in Massachusetts das Pine Tree- und das Oak Tree-Geld, so genannt nach einer Fichte oder einer Eiche ähnlich sehenden Bildseite. Ein Pine Tree-Shilling ist für $5 bis $7.50 zu haben. Die anderen Kolonien folgten Massachusetts in der Prägung von Silbergeld; Kupfergeld wurde erst später angefertigt und zwar in Vermont, Massachusetts, Connecticut, New York und New Jersey. Das Kupfergeld der südlichen Kolonien wurde in England geprägt, das von Louisiana in Frankreich; der so genannte Kentucky Cent war blos eine Handelsmarke. Die New Yorker Centstücke aus jener Zeit sind sehr selten und werden zu fabelhaften Preisen verkauft.

Der erste Cent der Vereinigten Staaten wurde im Jahre 1793 geprägt; vorher, im Jahre 1783 wurden in Frankreich die „Unity Cents", 1791 und 1792 die sogenannten Washington Cents geprägt, doch die vom Jahre 1793 waren die ersten von der Bundesregierung angefertigten. In gutem Zustande befindliche Exemplare derselben sind schwer zu haben und kosten zwischen $10 und $20; ebenfalls sehr theuer sind die gut erhaltenen Centstücke aus den Jahren 1795, 1799, 1803, 1804 und 1823. Von Silbergeld ist am seltensten der Silberthaler vom Jahre 1804. Ein solcher wurde im Jahre 1855 zu $325 verkauft und ist seither für $500 in andere Hände übergegangen. Auch Silberdollars aus den Jahren 1854 und 1858 sind selten zu sehen. Ein Zehncentstück aus dem Jahre 1803 ist $10 werth, ein Fünfcentstück von 1802 wurde zu $55 verkauft. Alte Golddollars sind verhältnißmäßig billiger zu haben; doch wurde für einen Washington Golddollar aus dem Jahre 1792, eine äußerst seltene Münze, noch nicht lange zurück $500 erzielt.

Bevor sich das Münzamt hinsichtlich der Beschaffenheit der Bildseite einer Münze entgültig entscheidet, werden vielfache Proben angestellt. An der Anfertigung des Adlercents vom Jahre 1857 wurde drei Jahre lang probirt, bis man endlich glaubte, eine Bildseite hergestellt zu haben, welche allgemein gefallen würde. Man hatte sich übrigens darin getäuscht: der Adlercent wurde als „Mäusefalk Cent" allgemein verhöhnt. Es waren nur ungefähr 50,000 Exemplare dieser Münze geprägt worden; die Adlercents sind daher rar und haben, wenn sie gut erhalten sind, einen Werth von $3.25 das Stück. Im Jahre 1858 erschien endlich, nachdem nicht weniger als 12 Probecents geprägt worden waren, der Cent mit dem Indianerkopf.

Die Deborah.

Herausgegeben von
The BLOCH Publishing and Printing Company.
45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,
Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, - - Redakteur.

Cincinnati, 24 December 1886.

„Die Deborah" erscheint wöchentlich, als Allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Deborah	$2 00
„ nach Europa	2 50
„American Israelite"	4 00
Sabbath Visitor"	1 50
Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor	3 00
Israelite und Visitor	5 00

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse,	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede	1 00

Raten für sonstige Annoncen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.

Donnerstag, den 9. Dezember, wurde durch die Morgenzeitung bekannt, daß der Herr Erzbischof Elder von Cincinnati einen Erlaß an die subordinirten Geistlichen der Diözese eine Verordnung ergehen ließ, daß katholische Sänger, die in einem protestantischen oder jüdischen Gottesdienste mitwirken, eine Sünde begehen, wofür ihnen die Kirche die Sakramente verweigern müsse, wenn sie von dieser sündhaften Leistung nicht abstehen, da der genannte Gottesdienst auf Irrthum beruht. Freitag Morgens zeigten alle Cincinnatier Zeitungen an, daß Dr. Wise am Abend im Tempel diese erzbischöfliche Verordnung besprechen werde. Abends fand ein zahlreiches, aus allen Confessionen bestehendes Publikum sich im Tempel ein, und nach Beendigung des Gottesdienstes besprach der genannte Rabbiner den erzbischöflichen Erlaß in einer Rede, die auszugsweise in allen lokalen Blättern und vollständig im „American Israelite" erschienen ist. Anknüpfend an das Prophetenwort in Malachi, Kap. I, Verse 10-12 und Kap. II, Verse 4-10, argumentirte der Redner von den theologischen, moralischen und utilitarischen Standpunkten gegen den Inhalt des Erlasses. Dr. Wise erachtete es als eine heilige Pflicht, das Judenthum, das in dem Erlasse als sündhafter Irrthum bezeichnet wurde, in Schutz zu nehmen, besonders da der Tempel gerade der erzbischöflichen Kathedrale gegenüber erbaut ist, in Cincinnati zwischen den verschiedenen Confessionen das beste Einvernehmen herrscht, und der Herr Erzbischof noch nicht lange genug seines Amtes hier waltet, um begriffen zu haben, daß hier ein vortrefflicher Geist gegenseitiger Toleranz herrscht, der besondere Berücksichtigung erheischt. Seit vielen Jahren war es das erste Mal, daß in Cincinnati das Judenthum offiziell angegriffen wurde, und das durfte Dr. Wise nicht ungerügt hingehen lassen. Die Rede wurde im Publikum mit großer Befriedigung aufgenommen, weil eben der Geist des Publikums sich von allem Intoleranten abgestoßen fühlt. Nur ein superkluger Politiker, der wahrscheinlich daran dachte, für seine Partei dadurch Propaganda zu machen, vertheidigte den erzbischöflichen Erlaß in einem öffentlichen Organe, von dem Grundsatze ausgehend, daß in allen Dingen die Toleranz geboten sei, nur in der Religion nicht, da diese von Gott ist, also ist die Intoleranz doch auch göttliches Gebot, und daß ein Katholik in einem akatholischen, aber monotheistischen Gottesdienst nicht mitwirken soll, ist auch von Gott geboten. Da aber das purer Blödsinn ist, wurde es nicht weiter beachtet. Am darauffolgenden Montag aber erschien in demselben Blatte ein, wie das Blatt behauptet, ächter, unverfälschter, in der Wolle gefärbter Jude und wollte für den erzbischöflichen Erlaß eine Lanze brechen. Der geht von dem Standpunkte aus, daß die Juden schlechte Kerle sind, wenn sie einen Nichtjuden in der Synagoge singen lassen, folglich hat der Erzbischof recht, wenn er das Judenthum als Irrthum und die Betheiligung an dem jüdischen Gottesdienst als Sünde erklärt, wofür die Kirche die Sakramente versagt. Dem Manne kann geholfen werden; es kostet jetzt nicht viel Geld, nach Persien oder Marokko auszuwandern, wo solche Logik werthvoll ist, hier taugt das Zeug nichts; hier sind wir über solche Stupiditäten längst hinweg und bemitleiden alle Speichellecker und „Cranks", eines von beiden muß derselbe sein. Wir bleiben dabei, daß wir es keinem Menschen, wie hoch er auch stehen möge, erlauben, offiziell das Judenthum als Irrthum und den jüdischen Gottesdienst als sündhaft zu erklären, daß wir uns berufen fühlen, jeder Intoleranz entgegen zu treten, im Namen der Freiheit und des Judenthums Protest zu erheben gegen solche Auslassungen. Gegen solche Argumente aber, wie die beiden Herren sie vorgebracht, haben wir kein Wort zu verlieren.

Christliche Organe, die aus einer Mücke einen Elephanten machen, wenn sie etwas fürs Judenthum Deprimirendes ausfinden, haben übers ganze Land hin das Gerücht verbreitet, daß Dr. M. Jastrow jr. in Philadelphia aus dem Judenthume ausgeschieden sei, weil derselbe nicht wieder als Assistent-Prediger in seines Vaters Gemeinde, wo er seit zwei Jahren in dieser Eigenschaft fungirte, gewählt sein wollte und er habe als weitere Ursache angegeben, daß er mit gewissen Doctrinen, vorzüglichst der sinaischen Offenbarung und der messianischen Mission Israels, sich nicht befreunden könne, aber er habe auch gleich hinzugefügt, daß man nach seiner Ueberzeugung ohne diesen Glauben auch Jude sein könne. — Der Vater des jungen Gelehrten, Dr. M. Jastrow sen., wird gegen den Glauben seines Sohnes sich in öffentlichen Vorträgen aussprechen. Daraus haben nun die christlichen Organe einen Austritt aus dem Judenthum fabrizirt. Uns ist übrigens die ganze Sache unklar. Ist man denn nicht ein ganz guter Jude, wenn man an Gott glaubt und so viel von den 613 Ge- und Verboten beobachtet, als man unter Umständen beobachten kann? Gewährt denn das Judenthum seinen Anhängern nicht die vollkommenste Denkfreiheit? Wer hat dem jungen Mann die ketzerriecherischen Skrupel ins Ohr gesetzt? Die Ketzerriecherei ist zwar augenblicklich zur Mode geworden, aber sie ist so unjüdisch wie Weihwasser. Sollte der junge Mann das nicht wissen, oder sein gelehrter Vater nicht einsehen? Der ganze Bericht hat für uns etwas Befremdendes, er erscheint uns unvollständig. Die Ueberzeugungstreue des jungen Jastrow gefällt gewiß jedem Unparteiischen; um so befremdender ist des Vaters Gegnerschaft. Da steckt wohl noch etwas dahinter, was vielleicht das Publikum nichts angeht. Die Rodof Scholom Gemeinde, die vor circa zwei Jahren aus der Union der amerikanischen Gemeinden austrat, weil ihr das College nicht orthodox genug zu sein schien, wird jetzt ihre Kanzel und die Religionsschule kaschern müssen, die von einem ausgesprochenen Ungläubigen trefe wie das Cincinnatier Bankett gemacht worden sind.

Im „American Israelite" erscheinen seit mehreren Wochen zwei wissenschaftliche Arbeiten, die besondere Aufmerksamkeit verdienen. 1) Dr. Isaak Schwab (aus St. Joseph, Mo.) über die Essäer und Minim in der rabbinischen Literatur, eigentlich ein Kapitel seines über diesen Stoff angekündigten Buches, das bald erscheinen wird. Das Kapitel im „Am. Israel." enthält viel Originelles, ganz neue Gesichtspunkte, die höchst interessant sind. 2) Rabbiner Joseph Krauskopf's (Kansas City, Mo.) Vorträge über Evolution und Judenthum, wovon diese Woche bereits der achte erscheint und die vollständig erscheinen werden, haben den zweifachen Werth: des Inhalts und der Form. Eine gründliche wissenschaftliche Studie, die sich auf mannigfache naturwissenschaftliche Disciplinen erstreckt und mit der jüdischen Lehre vergleicht, nicht nur Kenntniß, sondern auch Verständniß und Scharfsinn bekundet, ist in einer angenehmen, populären Form dargestellt, die den Vorträgen einen besondern Reiz verleiht. Wir glauben, unsere Leser besonders auf die beiden Arbeiten aufmerksam machen zu müssen, weil sie gebildeten Leuten willkommen sein dürften und von der gewöhnlichen Zeitungsliteratur eine Ausnahme machen.

„Alles schon dagewesen", meint der alte Ben Akiba; daß aber in einer amerikanischen Zeitung ein Schalksnarr, ein Badchen, oder wie diese Klasse von Possenmachern oder Possenreißern noch heißt, sich dienstfertig dem Publikum empfiehlt, ist noch nicht dagewesen. Eine solche Anzeige ist im jüdisch-deutschen „Jüdisches Tageblatt" zu finden. Ein gewisser Friedmann, der im dritten Stocke eines Hauses in der berühmten Orchardstraße in New York wohnt, empfiehlt sich dem Publikum als kunstgerechter Possenmacher bei Hochzeiten und andern Festlichkeiten in und außerhalb der Stadt und rechnet für seine Dienstleistungen einen Spottpreis. Der Jargon mit all seinen Anstalten und Ungezogenheiten werden rasch vom europäischen Osten nach New York verpflanzt und bringt es jedes Jahr weiter. Jetzt fehlt nur noch das Chasidim-Stübel und der wunderthätige Rebbn. Die werden wohl auch noch kommen. All das jedoch nebst ihren unanständigen Weisen im Gottesdienste kann ihnen hier nicht schaden, da man in Amerika an Excentrizitäten und Abnormitäten jeder Art gewöhnt ist, so lange sie anständige und gesetzestreue Bürger sind, mit der Polizei und mit den Gerichten nicht in Konflikt gerathen, ihrer Bürgerpflicht ruhig und gelassen nachkommen, ihre Kinder in die öffentlichen Schulen schicken, und das weibliche Geschlecht streng auf Zucht, Sitte und Reinlichkeit hält. Unrettbar verloren, dem Hasse und der Verachtung anheimgefallen aber sind sie und ihre Kinder, wenn sie als schlechte Bürger sich erweisen, das Gesetz umgehen, Vergehen oder Verbrechen sich zu Schulden kommen lassen, mit Anarchisten oder Sozialisten die Landesgesetze verhöhnen, hinter Parteikleppern sich schleppen lassen und mit Demagogen plärren. Wenn sie sich darin nicht genau vernünftig und vorsichtig betragen, kann kein Gott sie schützen gegen sogenanntes Rischus, was hier in Folge der Volksherrschaft noch viel schrecklicher wäre als es in Rußland ist, weil es eben vom Volke ausgeht und ausgeführt wird, wo eine solche Abneigung oder ein solcher Haß existirt. Das sollte den Emigranten eingeschärft werden.

Dr. M. Neuer, der Gatte der liebenswürdigen Dichterin Mina Neuer, hat sein Domizil von Washington, D. C., nach Wheeling, W. Va., verlegt, was besonders seinen Freunden und Bekannten zur Nachricht diene. Wir haben früher schon Proben aus der Feder dieser Dichterin dem Publikum vorgelegt und sind nun wieder im Besitze einer kleinen Collection von Gedichten, für welche wir der Verfasserin besten Dank sagen, und die wir successive zur Veröffentlichung bringen wollen.

Vor der Menora.

Eine westöstliche Chanucca-Geschichte.

Von

H. Zirndorf.

1.

Ein östlicher Pilger reiste mit moderner Geschwindigkeit und neumodischem Komfort durch westliches Land. Er hatte natürlich über viel mehr Geld und Kreditbriefe zu verfügen, als man wol sonst bei östlichen Reisenden vermuthet. Denn daß Ihr's nur wißt, er war kein hilfeheischender Bote der heiligen Stadt Jerusalem oder einer vom mächtigen Schah mißhandelten Persergemeinde; nein, er fuhr durch die Länder auf eigene Rechnung und so flott und blitzschnell, daß es eine rechte

Art hatte. Dabei war er ein bildhübscher junger Mann mit einem geistvollen Ausdruck in den Zügen, welchem der glänzend schwarze Vollbart sehr angenehm zu Gesichte stand. Seine Augen hätte man sogar seelenvoll nennen können, hätte er sie nur nicht mit solch dämonischem Feuer in ihren Wimpern rollen lassen. Allein die Sephardim lieben diese ekstatische Augensprache, besonders die Gebildeten und Studirten unter ihnen. Es ist dies so eine Art Lieblingsuniform ihres Stolzes, womit sie ihre nordischen Brüder anzusehen gewohnt sind: zuerst halten sie ihre Frömmigkeit und dann ihre Gelehrsamkeit für viel echter als die der Aschkenasim.

Ein wenig stolz freilich war auch Pasquale Soncino—so heißt unser Reisender—allein der gutmüthige Zug überwog in dem stark gebräunten Gesichte. Wenn man in Aleppo seine Wiege gehabt, von den Chachamim schon frühe als eine Leuchte des Lehrhauses vorgezogen worden und dann in Pisa die Heilkunde studirt hat, dann schleicht sich das Selbgefühl ganz naturgemäß ins Herz ein: es würde dir, lieber Leser, wahrscheinlich nicht besser gehen. Dieses tyrrhenisch-adriatische Meeresbecken und diese kulturgesättigten Städte des sonnigen Italien thun sehr viel Gutes an dem schweigenden Orient, mehr als man im übrigen Europa anzuerkennen gewillt ist. In den Arkaden der Börse und auf dem Molo gewöhnt sich der Geschäftsmann an abendländische Manieren; und auf den vielen kleinen Universitäten arbeitet sich der wissenschaftlich Beflissene sehr bequem zum „Dottore“ empor; und es wird nur ein wenig Latein und fast gar kein Griechisch von ihm verlangt. Allein wenn man in der Klinik und den Laboratorien seine Zeit gut benützt, außerdem mit klugen Maimonidischen Denkeraugen die Menschen und Bücher gelesen hat, so kann man es auch ohne Griechisch in der Welt ziemlich weit bringen, besonders wenn man nebenbei im Frankenquatier und bei den fremden Konsuln gut angeschrieben ist.

Und das war Signore Pasquale in jedem Sinne; ja, er war selbst so eine Art diplomatischer Person. Denn in Folge einer jener zahllosen Plackereien, welche der Pascha oder Provinz den Juden jener Gegend neulich zugefügt, und gegen welche in Konstantinopel keine Abhülfe zu erlangen war, hatte der Mamad (Gemeindevorstand) von Aleppo und von noch ein Dutzend andern Gemeinden der Levante sich kurz und bündig entschlossen, den jungen Doktor, der auch mit der Sprache der Inglesi ziemlich vertraut war, nach London zu senden. Es galt nämlich die mächtigen Sympathien des Staatssekretärs des Auswärtigen für die unterdrückten oder chicanirten Glaubensgenossen zu gewinnen; und das war gerade kein Ding von abschreckender Schwierigkeit zu jener Zeit. Denn noch waltete der energische Lord Palmerston in den Amtszimmern von Downingstreet, und der machte lange nicht so viele Ausflüchte als der grundgelehrte aber etwas zahme Gladstone. Zur Abwehr, zur Einmischung fand sich damals immer ein Vorwand; und den armen Juden ward jedesmal geholfen. War nämlich der gute Lord „Feuerbrand“, wie ihn seine Landsleute nannten, nicht bei guter Laune, dann schrieb ihm der theuere alte Mann, Sir Moses Montefiore, von seiner Stadtwohnung in Park Lane oder von seiner Ramsgate-Villa eines jener zierlichen Billete, die ihm so bequem von der Hand fließen; und diese Herzensergießung des berühmten Philanthropen verfehlte auf den heißblütigen Sprößling der Temple niemals seine Wirkung.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Chanukkah-Predigt.

Von

Rev. B. Rabino in Akron, O.

כי לא בחיל ולא בכח כי אם ברוחי אמר יי צבאות.

Denn nicht mit Heeresmacht und nicht mit Kraft, sondern nur mit meinem Geiste, spricht der Ewige Zebaoth.

(Secharjah Kap. 4, V. 6.)

Der Prophet, dessen Auge nicht allein auf die Zustände seiner Brüder im babylonischen Exile, sondern auch auf die Trümmer Jerusalems und auf das jüdische Reich gerichtet war, das durch die eisene Hand des Nebukadnezar zu einer Einöde und Wüstenei ward, er hörte nicht auf, seine Leidensgenossen durch sein begeistertes Wort von ihrem Elende aufzurütteln, sie über das alltägliche Leben hinaus zum Ideale zu erheben und in ihnen den glimmernden Funken des Gottvertrauens und der Gottergebenheit anzufachen. Sie sollten sich nicht vor der überlegenen Macht der Babilonier, in deren festen Mauern sie eingekerkert waren, in ihrem heiligen Bestreben, das Land ihrer Väter wieder zu ihrer lieben Heimath zu machen, zurückschrecken. Denn nicht Heeresmacht und nicht irdische Kraft sind die Leiter der Menschheit auf ihrer weltgeschichtlichen Bahn, sondern eine höhere, göttliche Macht, die der Gewalt der Nation und dem Bestreben Einzelner spottet, der die Großen und Starken sich beugen müssen, ist die Lenkerin des Menschengeschlechtes, die es trotz seiner kleinen Rückschritte zu seiner Vervollkommnung, zu seinem Ziele führt. Gar bald hatten die Exilanten die Gelegenheit, sich von der Wahrheit der Prophetenworte zu überzeugen. Schnell wie ein Blitzesstrahl suchte die Babylonier das göttliche Strafgericht heim, das ihren Stolz, ihren Hochmuth brach. Der Perser Cyrus kam wie ein unbesiegbarer Löwe, der seinen Grimm über Babylon, seine Milde und Leutseligkeit aber auf die in der Gefangenschaft Schmachtenden ausschüttete. In ihm verkörperte sich der erlösende und schützende Engel Judas, auf den die Profeten hingewiesen.

Kaum war der große Sieg über Babylon errungen, so rief er den Verbannten Freiheit zu, und wie die Feuersäule den Auszüglern aus Egypten voranleuchtete, so ebnete er ihnen den Weg zur Heimath. War aber dieses Ereigniß ein natürliches, stand der heidnische Perserkönig der israelitischen Religion nicht fremd gegenüber, und würde er nicht seinen Widerwillen dem Judenthume gezeigt haben, wie es die ganze heidnische Welt gethan, wenn er nicht von Gott zur Erlösung Judas auserkoren wäre, wenn ihn nicht ein himmlischer Geist zu diesem Werke beseelte?

כי לא בחיל ולא בכח

Nicht waren es der große Einfluß und der mächtige Reichthum der Juden, wie es unsern Feinden zu sagen beliebt, die den **fremden** König zur Milde gegen sie veranlaßte,

כי אם ברוחי אמר יי צבאות

sondern nur mit meinem Geiste, spricht der Ewige. Nur seine Einsicht und sein gesunder Menschenverstand, die Gott ihm eingegeben, lehrten ihn die Juden als gute und treue Werkzeuge kennen, die ihm dazu dienen sollten, seine weitern Pläne zu verwirklichen.

Aber wie immer, so waren es auch jetzt die Großen und Reichen Judas, die den Aufbau ihres Vaterlandes und die Existenz der jungen Gemeinde zu erschüttern drohten. Ihre Selbstsucht, ihre Sinnlichkeit veranlaßten sie, sich mit den sie umgebenden Feinden zu verschwägern, ein Umstand, der dazu angethan war, den jüdischen Geist, die jüdische Einfachheit und endlich die heilige Religion der Väter zu verdrängen und das Judenthum dem Heidenthume preiszugeben.

Wieder hatte der Geist einen harten Kampf aufzunehmen gegen die verlockende und verführerische Aeußerlichkeit, der mit der völligen Niederlage der letztern endete. Esra war diesmal der Geistesherold, der dem wüsten Treiben vieler seiner Glaubensgenossen energisch entgegen trat, indem er ihnen die Worte des Propheten zurief:

הסירו הבגדים הצאים

Leget ab die schmutzigen Gewänder. Entfernt aus eurer Mitte das fremde, unsittliche Element des Heidenthums, das euch nur Verderben und Gefahr bringt, dann werdet ihr auf eurem Boden gedeihen und bestehen können und wie Ein Mann folgten Vornehm und Gering, Reich und Arm, Mann und Frau diesem Rufe, und mit vereinten Kräften schritten sie an das schwierige, aber heilige Werk, dessen Vollführung ihnen auch gelang.

Was aber hat dem Esra zu diesem Siege verholfen, etwa seine weltliche Macht, die ihm zwar der Großkönig verliehen hatte, die aber an der Ueberlegenheit der Heiden scheitern mußte!

Denn nicht mit Heeresmacht und nicht mit Kraft, sondern nur mit meinem Geiste, spricht der Ewige.

Kein Schwertstreich und kein kriegerischer Jubelruf, sondern nur der göttliche Geist, der den großen Gelehrten durchglühte, war es, durch den er die Herzen seiner Brüder für sich gewinnen und die Entfernung des Heidenthums aus dem Judenthum durchführen konnte.

Noch aber war der Himmel über Palästina nicht ganz heiter, noch war der Stern Judas vom Nebel umgeben, der sich bald in eine düstere und dichte Wolkenmasse umwandelte. Der grausame Perserkönig Antiochus, (169 v. Ch.) unter dessen Oberhoheit Paläština nach vielen blutigen Kriegen kam, schwor, veranlaßt durch die Abtrünnigen Israels, nicht allein den Juden, sondern dem Judenthum überhaupt völlige Ausrottung und Vernichtung. O, welch' schweres Verhängniß, welch' unabsehbares Unglück, nicht allein für das jüdische Volk, sondern für alle Nationen der Erde, für die Cultur und die Entwickelung des ganzen Menschengeschlechtes.

Ueber ein Jahrtausend kämpfte das mosaische Gesetz tapfer und unermüdet für Recht und Wahrheit, für Sittlichkeit und Nächstenliebe; über tausend Geschlechter rangen für Menschenwürde und Menschengröße und mit einem Schwerthiebe sollten alle geistigen Errungenschaften und heiligen Werke dem Boden gleich gemacht werden. Vertilgt sollten die Juden, ihre heilige Lehre und ihre Spuren ganz weggewischt werden, als wären sie niemals dagewesen. Gelang es dem tückischen Heidenkönig, sein böses Vorhaben zu verwirklichen, wer weiß welche Gestalt die Menschheit heute trüge, ob nicht Mord, Zuchtlosigkeit und Faustrecht die Völker noch beherrscht hätte.

Aber siehe da, der Prophet hat gesprochen: Denn nicht mit Heeresmacht und nicht mit Kraft, sondern nur mit meinem Geiste, spricht der Ewige. Der in den Höhen Thronende, der sein Volk wie auf Adlerflügeln aus Egypten trug, es über das Meer führte und vierzig Jahre hindurch in einer Wüste und Einöde mit seinem unermeßlichen Gute ernährte, er vereitelte die furchtbaren Pläne des Grausamen und unverhofft kam sein Sturz. Eine begeisterte Familie, an deren Spitze ein greiser, ehrwürdiger Priester aus dem kleinen Gebirgsstädtchen Modim, entfaltete die heilige Fahne mit der Inschrift: Wer mit Gott ist, wem die heilige Sache am Herzen liegt, der stelle sich auf unsere Seite, der verzichte auf Ring und Stand auf Gut und Leben und kämpfe mit uns gegen die Rohheit und Anmaßung des Frevlers. Und diese Stimme verhallte nicht in der Luft, sondern von allen Höhlen und Verstecken sammelten sich die Frommen und Gläubigen um das Panier der Makkabäer, die mit Löwenmuth gegen die Kriegsgeübte Macht des Antiochus Front machten. Je mehr rohe Gewalt Letzterer zur Vernichtung der Widerstehenden anwendete, desto größer waren die Niederlagen, die ihm das kleine gottbegeisterte Häuflein bereitete, bis endlich die Wahrheit über die Lüge, das Recht über Unrecht, das Heilige über das Unheilige siegten. Die heilige Lampe in dem entweihten Tempel, deren Licht sinnbildlich das Licht der Tora darstellte, wurde wieder angezündet und die erleuchtete Tempelburg wurde wieder zur Zierde Judas, wohin die Stämme Gottes wallfahrteten, um Lehre aus dem Munde des Lehrers zu vernehmen. So bestätigt uns das Chanukka- oder Weihefest die Wahrheit der Prophetenworte, daß nicht rohe Gewalt, eiserne Waffen, mächtiger Arm und menschliche Majestät den Fortgang des ewigen Rads auf dem Geleise zur Menschenveredlung und Menschenversittlichung hindern und hemmen können daß die Bestrebungen hohler und niedriger Geister wie Spreu verfliegen müssen vor dem Willen Gottes, daß diejenigen zu Schande und Schmach werden müssen, die ihren frevlerischen Arm nach den höchsten und heiligsten Gütern, die in der Nächstenliebe, Freiheit und Gleichheit bestehen, ausstrekken, um sie in den Koth zu ziehen.

Möchte der heilige, göttliche Geist und die Begeisterung für alles Gute und Edle uns nicht abhanden kommen. Amen.

Eltern und Kinder.

Eltern, die es verstehen, fröhlich mit ihren Kindern zu spielen und zu scherzen, erweisen denselben eine unberechenbare Wohlthat; denn wenn der kindlichen Natur auch nichts so eigen ist als der Frohsinn, so trägt die Stimmung der Eltern doch sehr viel dazu bei, diesen Frohsinn zu erhalten oder ihn allmählich herabzustimmen und zu trüben.

Wenn des Kindes Fröhlichkeit keinen Widerhall findet im Herzen der Eltern, wenn seinem sorglos leichten Sinn mürrisches Wesen oder kühle Theilnahmslosigkeit entgegengesetzt wird, wenn es immer nur hört: „Sei still! Plag' mich nicht so! Laß mich in Ruh', ich hab' keine Zeit für Dich!“ wenn das Kind auf dem Angesicht der Eltern beständig nur Gewitterwolken oder verdrießlich Regenwetter sieht und nichts hört als einzelne Donnerschläge oder das langweilige Plätschern des Regens, dann trübt sich auch sein Himmel, sein froher Sinn tritt zurück, sein Jugend verkümmert; das lustige, frohe Kind wird ein trauriger Mensch, der sein mißvergnügtes Gesicht sich und Andern zur Last durch die Welt trägt, und endlich mißvergnügt, wie er gelebt hat, in die Grube steigt.

Wenn die Eltern es sich aber angelegen sein lassen, auf das Wesen ihrer Kinder einzugehen und ihre kindlichen Freuden zu theilen, da werden nicht nur die Kinder, sondern auch die Eltern froh.

Am Himmel der Kinder klärt sich ihr eigener Himmel auf. Wie düster es an demselben aussehen möge, das fröhliche Lachen ihrer Kinder ist der frische Wind, der die Wolken der Sorge auseinander treibt und die Miasmen des Unmuths und der Unzufriedenheit zerstört.

Eltern, welche ihren Kindern eine frohe Jugend schaffen, schaffen sich selber ein heiteres Alter, sie unterstützen die wohlthätige Absicht der Natur, welche das Alter durch die Frische der Jugend vor Erstarrung und Verdüsterung bewahren will.

Wie groß aber auch die Macht der Kinder auf die Stimmung der Eltern sein mag, auf ihren Willen darf dieselbe sich nie erstrecken. Der Wille der Eltern muß ungebeugt und jeder Beeinflussung durch die Kinder unzugänglich dastehen. Am Willen der Eltern soll des Kindes Wille sich aufrichten und läutern, bis er stark geworden, gerade wie sein kindlicher Sinn das Gemüth der Eltern erfrischen und kindlich erhalten soll.

Etwas über Eigennutz.

Es giebt Zeiten erhöhter und Perioden verminderter Selbstsucht. Die ersteren bekunden mehr Disharmonie innerhalb des Ganzen der moralischen Gesittung, als die letzteren, weil die unmittelbaren Gefühle zurücktreten und die brutalen Leidenschaften mit höchst entwickeltem Verstand, in den Mantel der feinen Form gehüllt, herrschen.

Immer muß zum Aufwallen der Selbstsucht es kommen, wenn die Interessen der Erkenntniß und die der eigentlichen Religion erkalten. Und dieses letztere ist der Fall, wenn die Sachwalter der Erkenntniß ebenso wie der Religion entarten, und in Wirkung dessen der Markt mit dem äußeren Erfolg zum Alleinherrscher in der Gesellschaft wird. Die Schwächen und Gebrechen der Weisen werden der Weltweisheit und Religion zum Schaden; die Zweihänder glauben, wenn die Daumschrauben zu drücken aufhören, nun ganz klug zu sein und der die Welt zusammenhaltenden Moral sich entäußern zu dürfen, und es tauchen Theorien auf, welche den Egoismus als das allein Bestehende und Mögliche erklären. Dadurch wird die Habsucht, die bisher nur unter der Asche glühte, zu Flammen angefacht, und der Kampf um Materie sowie eingebildete Werthe tobt bald genug sehr heftig. Es herrschen dann die Sieger über die Besiegten; die Rechtsurkunden der Sieger sind jene Theorien, die nackte Gewalt und die Habsucht. Und der Staat des Egoismus steht auf solcher Unterlage; darum wird in diesem Gemeinwesen immer Elend sein bei den großen Massen und jederzeit Ueppigkeit herrschen bei der kleinen Minderheit, und der Vermittler zwischen den beiden Kategorien wird stets der Polizeirichter sein, dessen Opfer zuletzt dem Zuchtmeister und dem Henker unter die Krallen geschoben werden. Dies ist die Selbstsucht als Hauptursache des Elends!

„Die verderblichsten Glücks- und Freiheitsfeinde der Menschen", sagt August Theodor Stamm, „sind die Habsucht und der sich selber wollende Ehrgeiz. Sie constituiren den Lebensinhalt der reichthum- und herrschaftssüchtigen Despoten, den Lebensinhalt der titel- ordens- und adelssüchtigen Crapüle, den Lebensinhalt sich selbst überhebender, stolz aufgeblasener Weiber". Und ferner: „Am furchtbarsten offenbart sich die bestialische Selbstgier der Menschen im Kampfe für das, was sie als Eigenthum betrachtet wissen möchten, und der Kampf des Geistes gegen anmaßlich geschaffenes Eigenthum ist der härteste aller Kämpfe."

Was der hier angedeutete Egoismus wirk, ist Elend, physisches und moralisches Elend. Wir wissen aus der Weltgeschichte, daß oft ganze Bevölkerungen und große Ländergebiete der Habsucht und dem Ehrgeize von Einzelnen zum Opfer fielen, und es ist aus dem täglichen Leben uns bekannt, daß Individuen, die schnell reich werden oder zu einem Posten gelangen wollen, erbarmungslos tausend Familien in Drangsal, Noth, Hunger, Verzweiflung, Verbrechen stoßen, die besten Freunde um Ehre, Ruf, Ansehen bringen und so nicht selten dem nakten Elend überantworten. Der Börsenmann, der heute Morgens einen Greis seiner letzten Zufluchtsstätte beraubt, einen Familienvater in den Tod getrieben, und dreißig Personen beim Umwechseln von Geld und Werthpapieren schändlich betrogen, giebt heute Abend einen Ball, bei welchem Gelehrte, Geistliche, Gesandte, Minister erscheinen, und verspielt am grünen Tische eine Summe, mit der allen während eines Monats von ihm erbarmungslos und hündisch in das Elend getriebenen Einzelnen und Familien für immer geholfen gewesen wäre.

Kann das Gemeinwesen vom Tantum quantum gegen diese Ursache des Elends, gegen diese Form des Eigennutzes jemals mit Aussicht auf wirklichen Erfolg ankämpfen? Nein! Was fruchten Gesetze, die, Dank dem ganzen System, umschlichen und durchlöchert werden können? Nichts! Läßt da von Erziehung, von Religion etwas sich erwarten? Nicht wenige dieser wohlhabenden und geldgierigen Egoisten haben eine sorgfältige und religiöse Erziehung genossen; aber die Gelegenheit, welche das Gemeinwesen vom Tantum-quantum zu Bethätigung des Eigennutzes bietet, und die Einrichtungen dieses Staates, welche den Egoismus herausfordern, die ertödtet alles Heil von Erziehung und Religion.

In der Welt der Sympathie giebt es nirgends Anlaß zu Gräuel des Menschen gegen Menschen. In einem auf Nächstenliebe gegründeten Staatswesen kann keiner den andern in Elend und Verderben treiben, keiner sich übersättigen auf Kosten des andern wo dieser hungert. Das, was in Gemeinwesen die oberste und mächtigste Quelle des Elends ausmacht, ist in dem der Sympathie völlig wirkungslos, weil das ganze System des socialen Organismus des letzteren jede Regung, jede Aufwallung der Selbstsucht im Keim erstickt.

Ein solcher Staat wird den Ehrgeiz nicht nur nicht ausschließen können, sondern demselben Beachtung und Pflege angedeihen lassen müssen; denn ein durch die Erziehung und die gesellschaftlichen Einrichtungen regulirter Ehrgeiz ist eher Hemmniß des Leidens, als Förderungsmittel. Nur der mit Habgier verbundene Ehrgeiz ist eine der stärksten Quellen des Elendes.

Wir kommen demnach immer und immer wieder auf den Eigennutz zurück als auf die Ursache des Elends.

Wie aber machen wir den Egoismus unschädlich, ist selbiger doch jedem Wesen angeboren? Indem wir aufhören, die Selbstsucht zur Grundlage der Gesellschaft und ihrer Einrichtungen zu machen, und beginnen, die gleichfalls uns angeborene Nächstenliebe an Stelle und auf Kosten des Eigennutzes zu pflegen.

„So selbstsüchtig man sich den Menschen auch vorstellen mag," bemerkt Adam Smith, „so liegen doch offenbar in seiner Natur Grundtriebe, die ihm das Schicksal Anderer interessant und ihr Glück ihm nothwendig machen, ob es ihm gleich weiter nichts einbringt, als das Vergnügen, es zu sehen. Von der Art ist das Mitleiden, die Regung, die wir bei dem Elende anderer empfinden, wenn wir es entweder sehen, oder wenn es uns auf eine lebhafte Art vorgestellt wird. Das fremde Bekümmernisse uns oft selbst Bekümmerniß verursachen, das sagt einem jeden sein eigenes Herz zu deutlich, als daß man Beispiele nöthig hätte, es zu beweisen. Denn diese Empfindung ist gleich andern ursprünglichen Trieben der menschlichen Natur dem Tugendhaften und dem Menschenfreunde nicht allein eigen. Derselbe hat vielleicht das stärkste und feinste Gefühl davon. Aber auch der größte Bösewicht, der alle gesellschaftlichen Gesetze mit Füßen tritt, kann sich ihrer nicht gänzlich erwehren."

Welches auch der letzte anthropologische oder nervöse Grund des Mitgefühls sei: die Sympathie wohnt in uns, ganz ebenso wie der Egoismus, und wir brauchen dieselbe nur zu pflegen, und den letzteren nur zu beschränken, um dem Zustande dauernder Glückseligkeit immer näher zu kommen, das Elend sicher zu bannen; denn, wenn alle Menschen ihr Mitgefühl bethätigen, und wenn demgemäß Alles in Staat und Gesellschaft von der Sympathie ausgeht, giebt es keine Lebensnoth mehr. Die Nächstenliebe ersetzt somit auch in praktische Beziehung den Egoismus vollständig.

Mit dem Egoismus verhält es sich ganz anders. Da ist jeder nur für sich besorgt und bekümmert sich nicht um den andern; da schließen Individuen gegen Individuen sich ab, Familien und Stämme gegen Familien und Stämme, Rassen gegen Rassen; da wird Vortheil und Gewinn die Losung und Gewissen Illusion. Die nothwendige Folge dieser traurigen Verhältnisse ist Krieg Aller gegen Alle, Beraubung und Ausnutzung des Schwächeren durch den Stärkeren, Uebermuth auf der einen, Knechtschaft auf der anderen Seite, Elend auf beiden Seiten, da physisches, dort moralisches. Mit dem Eigennutz kann also die Gesellschaft niemals aus Disharmonie und Lebensnoth, Gebrechen und Entartung herauskommen; der Eigennutz ist immer die mächtigste Spirale des Jammers und Elends.

„Man sieht," sagt Johann Joseph Roßbach, „als das bewegende Element in der Volkswirthschaft den Eigennutz an. Mit diesem Princip aber kann eine Gesellschaft nicht bestehen .. Mit dem Princip des Eigennutzes lagalisiren wir im wirthschaftlichen Leben den Wucher in allen seinen Folgen, sanctioniren wir die künstliche Theuerung, die dem Gesetze unerreichbaren stillen Wege der betrüglichen Speculation, die Ausbeutung der Schwachen auf allen Lebensgebieten, die Abspannung der Kinder, der Arbeiter, die Uebervortheilung.

Das, Ihr Lehrer und Erzieher für Alt und Jung, ist der Fingerzeig, worauf Ihr Euer Augenmerk zu richten habt, wenn Ihr berufstreu für eine bessere Nachwelt etwas thun wollt. Dem namentlich auf unserer Hemsphäre sich breitmachenden rücksichtslosen Streben nach niederm Irdischen, welchem alles Sinnen und Trachten, alles Leben und Sterben gewidmet wird, gehet behutsam, doch unbeirrt zu Le be, lehrt weniger Formreligion, sondern die wahre, reine Glaubenslehre: Förderung der Mitmenschen in all ihren Lebensbedürfnissen. Das wird Kraft geben unseren Nachkommen und—der Kirche, und beide vor Untergang bewahren.

Inland.

Philadelphia, 18. Dec. '86.

Das Bedürfniß der Unterstützung Armer und Nothleidender nimmt von Jahr zu Jahr riesigere Dimensionen an. Wir können uns darüber nicht wundern. Mangelnde Einsicht in die Natur dieser gesellschaftlichen Krankheit ließen statt wirklich heilender und das Umsichgreifen derselben vorbeugender Mittel nur solche wählen, die momentane Erleichterung und Milderung verschafften. Nicht den opferwilligen Bestrebungen Einzelner oder Privatanstalten, so anerkennenswerth jene Bestrebungen auch sein mögen, kann eine dauernde und befriedigende Lösung jener Frage gelingen, sondern nur der Intervention der staatlichen Gesammtheit. Schon die mosaische Gesetzgebung hat der Klassen-Verarmung durch das Erlaß- und Jobeljahr, sowie durch andere humanitäre Vorschriften gegenüber Armuth und Verlassenheit vorzubeugen gesucht. Leider blieb die mosaische Staatseinrichtung ein Ideal, das in seinen wesentlichen Grundzügen noch der Verallgemeinung harrt. Daß unsere Glaubensgenossen auch heute noch eine hervorragende Stellung auf dem Gebiete der privaten und öffentlichen Wohlthätigkeit einnehmen, zeigt, daß mit den alten Formen der Geist des Mosaismus noch nicht ganz geschwunden ist. Doch dürfen wir nicht verkennen, daß wir in der Ausübung von Wohlthaten nicht allein stehen, wenn auch auf unserer Seite die größere Opferbereitschaft gefunden wird.

Um unseren Lesern einen annähernden Begriff von der allgemeinen Unterstützungs-Bedürftigkeit zu geben, wollen wir aus einem uns vorliegenden Circular des „Board of Directors of the Society for Organizing Charity" (1602 Chestnutstr.) einige Zahlen entnehmen. Im Vorjahre (bis October) erhielten die 22 in Stadt und Umgebung vertheilten Distrikts-Offices 18,649 Unterstützungsapplicationen, 78,000 Personen umfassend, welche durch die Lieferung von Lebensmitteln, Heizungsmaterial, Kleidern &c. unterstützt wurden. 125 Familien wurden Anleihen bewilligt, 2301 Personen wurde Arbeit verschafft; 5,572 wurden in Gemeinschaft mit anderen Gesellschaften, Kirchen &c. versorgt, 1204 bei Privatpersonen und eine große Anzahl Männer, Frauen und Kinder in Hospitals, Heims und anderen Instituten untergebracht. Die „Wayfarers Lodges und Woodyards" der Gesellschaft lieferten 33,492 Nacht-Logis und 68,120 Mahlzeiten an 8652 Personen, sowie zeitweise Beschäftigung für über 9000 Personen. Die Abtheilung für heimathlose Fremde erledigte über 1195 Fälle, von welchen viele nach ihrer Heimath verschickt, für andere Beschäftigung gefunden und eine Anzahl als Betrüger entlarvt wurden. Ein Straßen-Agent zur Verhütung des Hausbettels ist angestellt. Die Mittel der Gesellschaft werden aus freiwilligen Beiträgen beschafft.

Ueber die Thätigkeit der hiesigen „U. H. Charities" können wir zur Zeit nicht berichten, da uns der betr. Jahresbericht noch nicht vorliegt. Die Haupthilfsquelle der Gesellschaft bildet das finanzielle Ergebniß des Jahres-Balles der „Hebr. Ch. Ball Ass.", die auch in diesem Jahre in Vorbereitung zu dem am 1. Februar n. J. in der Musik-Akademie stattfindenden Ball unter der Leitung des Präsidenten Herrn Ph. Lewin eine rührige Thätigkeit entwickelt. Das finanzielle Resultat wird voraussichtlich den eifrigen Bemühungen entsprechen, hoffentlich dasjenige früherer Jahre noch übertreffen. Herr Marcus Katz ist zum Ceremonienmeister für das kommende Ballfest erwählt worden.

Der Jahresbericht des Präsidenten der „Ass. of Jewish Immigrants" zeichnet in ausführlicher Weise die Thätigkeit der Gesellschaft für das Jahr bis 1. Novbr. 1886. Es ist bisher nicht gelungen oder man hat noch nicht ernstlich versucht, die früheren Emigranten als beitragende Mitglieder beizuziehen, und es wäre doch ihre Pflicht, ihre neuankommenden Brüder, wenn auch nur durch Zahlung eines Jahresbeitrages von $2, mit derjenigen Versorgung zu unterstützen, welche ihnen selbst zur Zeit ihrer Bedrängniß von der jüdischen Gemeinschaft in so freigebiger, hilfreicher Weise zu Theil wurde. Wir

wollen hier gleich bemerken, daß wir mit dem theilweise angenommenen Antrag des Schatzmeisters der Gesellschaft, Hrn. Simon Muhr, nach welchem die Mitgliederbeiträge von $2 auf $5 jährlich erhöht werden sollten, aus naheliegenden Gründen uns nicht befreunden können. Es mag allerdings dem persönlichen Einflusse des Herrn Muhr gelingen, eine Anzahl solcher Mitglieder zu finden; ob aber auf die Dauer eine Gesellschaft besser auf einen höheren Mitgliederbeitrag von $5 als auf einen solchen von $2 basirt ist, erscheint uns sehr fraglich! Fünf Doll. ist eine Summe, die neben den bedeutenden Anforderungen an die Freigiebigkeit unserer hiesigen Glaubensgenossen geeignet ist, Manchen vom Beitritt zu einer Gesellschaft zurückzuschrecken. Der Antrag des Sekretärs der Gesellschaft, Herr Charles Hoffman, Personen mit einem Jahresbeitrag von $2 als blos beitragende Mitglieder anzunehmen, war daher wohl angebracht, wenn wir auch gewünscht hätten, daß diese Klasse Mitglieder außer der Beitragspflicht nicht aller übrigen Rechte und Pflichten innerhalb der Gesellschaft beraubt worden wären.—

Die Gesammt-Einnahme der Gesellschaft fürs Jahr belief sich auf $1786,61, die Ausgaben auf $1671,75.— Von 2310 unterstützten Einwanderern blieben 26 Proz. in hiesiger Stadt. — Das Employment Bureau und das Boardinghaus der Gesellschaft wurde aufgegeben; erstens, da das Young Men's Employment Bureau des Zweigvereins der U. H. Charities den Eingewanderten angemessene Beschäftigung zu verschaffen bis jetzt mit entschiedenem Erfolg sich zur besonderen Aufgabe gemacht und weil, zweitens die zeitweise Unterbringung und Beköstigung der Eingewanderten nöthigen Falles billiger beschafft werden kann, als dies in einem das ganze Jahr zu diesem Zwecke offenen Hause der Gesellschaft möglich ist. Der Bericht illustrirt an einzelnen Vorkommnissen die Nothwendigkeit des Schutzes der Einwanderer vor Schindlern, Dieben und dergleichen, unter denen leider Manche der früheren Eingewanderten eine nicht unbedeutende Thätigkeit entfalteten. Unverkennbares Verdienst hat sich in allen vorkommenden Fällen der Agent der Gesellschaft Herr Moses Klein erworben, der durch seine geistige Begabung besonders zu jener vermittelnden und berathenden Thätigkeit befähigt ist.

Das Innere der Synagoge der Rodof Scholom Gemeinde war am vorigen Samstag, den 11. d. M., von einer Versammlung angefüllt, die mit gespannter Aufmerksamkeit der Predigt des Herrn Dr. Jastrow zur Widerlegung einzelner Punkte in der Abschiedsrede seines Sohnes lauschte. Der Reder kündigte an, daß er über drei Punkte in dem Vortrag seines Sohnes eine Reihe von Vorträgen zu halten gedenke: 1) über die Offenbarung, 2) über die Autorität der Bibel, 3) über die Erwählung und die Aufgabe Israels. Er begann mit Punkt 3: Mit Recht wurde den Juden der Neuzeit der Vorwurf der Inconsequenz gemacht und ihnen in den Worten des Propheten Elijahu zugerufen: „Wie lange wollt ihr auf beiden Zweigen hüpfen?" etc. Um irgend welcher äußerer, oft rein persönlicher Veranlassung willen trenne man sich von einer Gemeinde, um sich einer andern, die verschiedene religiöse Ansichten manifestire, anzuschließen; eine Gesinnungslosigkeit, die ihrer Individualität alle höheren Erwägungen unterordne. Die Charakteristik unserer Zeit sei eben der ausgeprägte Individualismus, der verlange, daß sich alles um ihn drehe und seiner individuellen Ansicht unterordne. Jedes Volk habe seinen ihm von der Vorsehung gegebenen Beruf, verfehle es diesen, so gehe es zu Grunde. Israel ist als Verkündiger und Verbreiter des reinen Gottesglaubens erwählt; noch könne es nicht diesen Beruf als erfüllt ansehen. Noch sei der Gedanke der Einheit Gottes mit all seinen erhabenen, menschenbeglückenden Consequenzen, Brüderlichkeit aller Menschen, gleiches Recht für Alle u. s. w. nicht so verbreitet und allgemein, als man glauben möchte. Unzählige Millionen wandeln noch in der Nacht des Aberglaubens und des Irrglaubens; wir dürfen deshalb unsere Aufgabe noch lange nicht als vollendet ansehen und aufhören, uns als Nachkommen Derer zu betrachten, die Gott auf Adlerflügeln aus Mizraim getragen, um zu sein für alle Zeiten „ein Reich von Priestern und ein heiliges Volk." Die mit großer Wärme vorgetragene Predigt, die wir leider nur in skizzenhafter Kürze mittheilen können, verfehlte nicht, einen ersichtlich tiefen Eindruck auf die Hörer zu machen.

Was uns bei jenem Ereigniß betrübt — denn die Rede des Herrn Dr. Jastrow jr. darf ein solches genannt werden — ist der tiefgesunkene moralische Sinn unseres Publikums, der sich hier zeigte. Wir sprechen nicht von den sensationellen Berichten der Tagesblätter; es ist dies eben Geschäft; — wenn aber selbst Näherstehende, folglich zum Theil Befähigtere, nur gemeine Motive aus den uneigennützigen Handlungen und Bestrebungen mit Geflissenheit herauszufinden sich bemühen, dann muß man mit bitterer Ironie fragen: Wo bleibt die Moral?

In verschiedenen hiesigen Gesellschaften werden Chanukkafeste gefeiert. Der Superintendent unseres Waisenhauses, Herr F. M. Fleischmann, veranstaltet am 26. d. M. den Waisenkindern ein Fest. Herr Fleischmann hat für diesen Zweck ein Gedicht von 15 Versen verfaßt, welches von zehn Kindern während des Lichter-Anzündens abwechselnd vorgetragen werden soll. Das Gedicht zeigt in Inhalt und Form poetisches Talent. Hoffentlich wird günstiges Wetter die Anwesenheit der Freunde und Gönner der Waisenanstalt zu dem Feste ermöglichen.

Philemon.

New York, December 1886.

Vor 11 Jahren heirathete Joseph Klein, ein 40 Jahre alter, aus Ungarn gebürtiger Hausirer seine geliebte Lina in Budapest und lebte glücklich und zufrieden mit ihr, bis vor zwei Jahren. Plötzlich ward er ihrer überdrüssig, schickte sie nach Europa zurück und heirathete am 13. Juli d. J. ein Frl. Sarah, deren dunkles, feuriges Auge sein Herz in Brand gesetzt. Doch nicht lange sollte er sich des Glückes im Besitze einer jungen Frau zu sein freuen, denn Frau Lina kehrte zurück, machte ihrem ungetreuen Joseph die Hölle heiß und drohte mit der Klage, wenn er nicht reuig zu ihr zurückkehre. Doch Joseph konnte sich von seiner heißgeliebten Sarah nicht trennen, er offerirte seiner Lina 40 Cents per Tag zur Bestreitung ihrer und ihrer 4 Kinder Lebensunterhalt, welch' großmüthiges Angebot Frau Lina ganz entrüstet zurückwies. Joseph, Joseph! schrie sie und ging zum Richter Patterson, der ein menschliches Rühren fühlte und Joseph verhaften ließ. Bei der Verhandlung vor dem Polizeirichter kam es zu sehr dramatischen Scenen. Lina riß Joseph her, Sarah hin und zur Abwechslung verabreichten Lina ihm auf die rechte, Sarah auf die linke Backe einige gewaltige Ohrfeigen. Der Richter machte diese Scene bald ein Ende, indem er den armen Sünder abführen ließ und ihn unter der Anklage de Bigamie bis zur Prozessirung festhielt. Lina und Sarah verließen Arm in Arm das Gerichtsgebäude.

Ein Polizist brachte dieser Tag den 7 Jahre alten Hermann Ehrenreich, welchen er auf der Straße umherirrend aufgegriffen hatte, nach dem Castle Garden. Dort erzählte der Knabe dem Rotunde-Clerk Niglutsch, er sei am 27. November auf dem Dampfer „Aller" mit seinem Stiefvater David Friedmann, seiner Mutter und zwei Geschwistern aus Ungarn hier angelangt und die ganze Familie habe sich zu einem Verwandten, Namens Ferdinand Zimmermann, begeben. Am Mittwoch der verg. Woche seien seine Eltern mit den Geschwistern nach Cleveland abgereist und Zimmermann habe ihn Abends auf die Straße gejagt. Der Knabe wurde vorläufig der Obhut der „United Hebrew Charities" überwiesen.

Charleston, S. C., hat für Unterstützung der durch das Erdbeben Beschädigten im Ganzen etwa $815,000 erhalten.

Ausland.

Haag, 17. November. — In hiesiger Stadt fand am 11. v. M. eine Versammlung statt, zu welcher die Herren Oberrabbiner Berenstein, Henriquez Pimentel und de Pinto eingeladen hatten, und in der ein Verein für das Studium und die Verbreitung der talmudischen und rabbinischen Literatur und jüdischen Geschichte gegründet wurde. Die Genannten wurden mit der Leitung des Vereins betraut und cooptirten sich drei andere Herren. Die Idee zu diesem Vereine ging von Herrn Pimentel aus, während der Herr Ober-Rabbiner, trotz seines hohen Alters, geradezu mit jugendlichem Eifer sich um das Zustandekommen dieses Werkes verdient machte, welches ein neues gemeinsames Band um die portugiesische und die holländische Gemeinde der Stadt schlingt. Wie lebhaft das Interesse an der neuen Schöpfung ist, kann man daraus entnehmen, daß die Zahl der Mitglieder bereits fünfzig beträgt.

Berlin, 22. November. — Der kürzlich hier verstorbene Generalconsul Joseph Behrendt, geborener Landsberger, hat der Synagogengemeinde seiner Vaterstadt 9000 M, der Stadt Berlin 300,000 M., der Synagogen-Gemeinde 150,000 Mark vermacht.

Pleß, 10. November. — Unser Rabbiner Dr. M. Brann ist zum Großherzogl. Oldenburgischen Landrabbiner für das Fürstenthum Birkenfeld gewählt worden.

Karlsbad. — Hier wird von Neujahr an ein von Herrn Berthold Seligmann herausgegebenes neues Blatt, betitelt „Karlsbader Zeitung" erscheinen. Das neue Blatt ist ein unpolitisches Wochenblatt und wird eine Ergänzung und Erweiterung der bisher von Herrn Seligmann redigirten „Karlsbader Nachrichten" bilden.

Ungarn. — Die Mitglieder der Budapester israelitischen Gemeinde-Repräsentanz bekleiden folgende hohen Würden und Aemter; zwei sind Mitglieder des Oberhauses, sechs sind Landtagsabgeordnete, einer ist Oberconsul, einer Ministerialrath, einer Mitglied der königlichen Tafel, 42 sind Doktoren der Medicin und Jurie, einer ist Bauingenieur, 15 sind Direktoren bei Privatunternehmungen, 5 Zeitungsredakteure und 98 sind Großhändler.

Preßburg, 12. November. — Gestern wurden, wie alljährlich, die von der hiesigen jüdischen Gemeinde zu überreichenden Martinsgänse in der Wiener Hofburg abgegeben. Aus diesem Anlasse wurde eine aus den Herren Herm. Pappenheim, J. Wolf und S. Gestettner bestehende Deputation von Sr. Majestät in der Kgl. Ofner Hofburg am Donnerstag Vormittag vor Beginn der allgemeinen Audienz huldvollst empfangen.

Benjam. Szold's Hiob-Kommentar.

Literaturbericht

von

H. Zirndorf.

(Fortsetzung.)

Heute aber liegt uns eine Hiob-Ausgabe zur Beurtheilung vor, welche schon von vornherein das Gepräge einer nicht alltäglichen Großartigkeit an der Stirne trägt. So vornehm und dabei so weihevoll und gemüthreich haben wir die biblische Literatur schon lange nicht von einem modernen Geiste hantiren sehen. Wie oft, wie lange, wie nachhaltig mag Dr. Benjamin Szold, der geistvolle und beredte Rabbiner von Baltimore, mit Eliphas und Bildad und Zophar zusammen gewohnt und Rathes gepflogen, wie ernst muß er es mit dem erhabenen Weltschmerze des Dulders von Uz genommen haben, bis die Vorstellung, die er sich gemacht von dem großen Bibeldrama, allmälig Gestalt und deutliche Umrisse in seinem Geiste annahm und die zahlreichen Widersprüche und Schwierigkeiten einem einheitlichen Gedanken und Plane sich anzupassen begannen!

Bei ausführlichen voluminösen Bibelwerken besonders der Neuzeit ist sonst Behagen und Genuß nicht allzu hoch anzuschlagen. Kaum fängt man an zu lesen und sich durch das Labyrinth gelehrter Hypothesen durchzuwinden, so befindet man sich auch schon bald im Kampfgewühl der Schulen und Theologien und widerstreitenden Meinungen. Unter einer an den Text angewachsenen Inkrustation unabsehbarer Glossen und Excurse, wie sie das gelehrte Metier fordert, ist gewöhnlich vom eigentlichen Kern, dem Leben und Aroma des Bibelwortes nur wenig mehr zu verspüren. Bei unserem heutigen Führer in der Hiob-Lektüre dagegen ist all dieses wesentlich anders und besser gediehen. Szolds Gründlichkeit und Ausführlichkeit unterbricht nie den harmonischen Gesammteindruck seines exegetischen Vortrags.

Wie hat es der wackere Lehrer von Baltimore nur angefangen, daß weit über 500 Seiten seines klassischen Hebräisch sich fließend, gefällig, wie aus einem Gusse gestaltet anhören? Das Mittel, das er anwandte, war ebenso geistvoll wie schwierig ins Werk zu setzen. Anstatt eines reichen Apparates von Belegen aus der bereits vorhandenen Hiob-Literatur, anstatt eines imponirenden Citatenschatzes, lauter Dinge, wozu die Versuchung sehr nahe lag, hat er sich in die Stellung und Geistesverfassung unserer altehrwürdigen Hermeneuten aus frühern Jahrhunderten hineingedacht, ihre edle Simplizität und Naivetät sich zu eigen gemacht und so ein Bild von jener großen Dichtung hingezeichnet, desgleichen wir in unserem skeptischen Zeitalter kaum mehr zu sehen erwartet. Er stellt mit einem Worte das Buch auf sich selbst, auf seine eigenen Füße, er läßt Hiob durch den Hiob selbst sich verständlich machen. Schritt für Schritt, Zug für Zug begleitet er die Wechselreden und Gefühlsergüsse des unvergleichlichen Poems, das auch er als ein erhabenes Drama — שיר מחזה S. XV., bekanntlich war dies auch Herders Lieblingsansicht — auffaßt, und rastet nicht, bis er ihm einen einheitlichen Plan und Entwurf abgelauscht. Unter diesem Anschein antiker Einfachheit verbirgt sich aber eine wahre Riesenarbeit sammelnden und sichtenden Fleißes, durch deren tausend Pinselstriche und Winke und Andeutungen immer und immer wieder ein bedeutsamer Gesammtgedanke festgehalten wird. Wie lange und liebend muß der fleißige Mann seinen Text mit sich herumgetragen haben, bis das Disparate und Widerspruchsvolle sich deutlich auseinander schied und die spröde Erklä-

rungsarbeit zu befriedigenden Endresultaten sich durchzuarbeiten begann. Das ist nicht mehr so ein Stück Schriftstellerei unseres von den bequemsten Handlangerdiensten unterstützten papierenen Zeitalters; nein, es ist eine Art Urschriftenthum, wie entschwundene Jahrhunderte nur sie betrieben, wobei Gedächtniß und kritischer Verstand fast allein noch thätig sind und die Bibliothek als verwirrend und störend ganz in den Hintergrund tritt. Höchstens ein oder zwei ehrwürdige Folianten, ein schwer zu missender massoretischer Schlüssel und Aehnliches liegen da pfadweisend aufgeschlagen dem auf eigener Fährte wandelnden Bibel-Gewaltigen.

(Fortsetzung folgt.)

Lokales.

Deutsches Theater im Grand Opera House.

Am letzten Sonntag Abend wurde unseren deutschen Kunstfreunden eine hübsche Bühnen-Novität beschert. „Die Märchentante“, ein anmuthendes Lustspiel, besser Melodrama oder Schauspiel genannt, wurde von unserer langjährigen lieben Freundin im Banne der Musen, Frau Marie Zwirschina, zu ihrem Benefiz gewählt. Das Stück ist, obgleich der Dialog in den ersten beiden Akten etwas schleppend und wenig Feuer fangend ist, von einer einfachen, naturgetreuen Färbung und trug Frau Zwirschina nicht wenig, oder vielmehr Alles dazu bei, den Erfolg des Abends zu sichern. Ihre liebenswürdige, herzgewinnende Märchentante war wieder einmal eine Probe ihrer nie versiegenden, berückenden Kunst, welche die Benefiziantin von jeher zum Liebling für Jung und Alt machte. Die übrigen Mitwirkenden schufen im Verein mit der Heldin des Abends ein schönes Ensemble und wurde allen Künstlern, ohne Ausnahme, während des Abends warmer Applaus entgegen gebracht.

Nächsten Sonntag wird das vieraktige Schauspiel „Rolf Berndt“ von G. von Putlitz von unsern deutschen Mimen dargestellt, und hoffen wir, daß unser kunstliebendes Publikum dies Werk eines ächten deutschen Dichters mit dem Enthusiasmus begrüßen werde, den dasselbe seiner Schönheit und Gediegenheit halber verdient.

Miscellen.

Er hat Recht.

Zwei polnische Juden sitzen im Wartezimmer eines Augenarztes. Der eine von ihnen erkundigte sich theilnehmend nach den Leiden einer gleichfalls wartenden Dame. Hierauf entspinnt sich zwischen den beiden Männern folgender Dialog:

„Du, sie hat gesagt, sie hat was an der Iris; was ist das, Iris?“

„Laß mich in Menucheh! Ich weiß nicht, was mir is, wie kann ich wissen, was ihr is!“

Denksprüche.

Es ist in allen Dingen auf Erden Bescheidenheit nöthig und Entsagung.

Das Schlimme, das aus unseren Handlungen entsteht, erfahren wir immer; das vielleicht noch Schlimmere, das daraus entsprungen wäre, wenn wir etwas unterlassen, entzieht sich unserm Blick.

Wer Zutritt sucht zu Deinem Haus,
Und frug zuvor die Nachbarn aus,
Den wirfst Du besser gleich hinaus.